REISE-LECTÜRE.

Marie von Joysel.

Selbstmörderin.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand
1855.

Bibliothèque des chemins de fer.

Marie von Joysel.

Selbstmörderin.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1855.

1.

Im Jahre 1663 lebte in Paris ein alter Canonicus im Frieden mit dieser Welt und in der Hoffnung auf das Himmelreich. Der Canonicus Leblanc war ein würdiger Greis mit weißem Haar und trotz seinen achtundsechzig Jahren noch frisch, wie es alle alten Diener Gottes sind, die im Glauben gelebt haben, fern von weltlichen Leidenschaften. Nur selten berührten ihn flüchtige Sorgen. Ob er gleich gern aß, so denke man sich ihn doch nicht voll und rund, mit feistem Vollmondsgesichte; er war vielmehr ein schöner Greis, etwas hager, ziemlich groß, und er erfüllte seinen Beruf mit vollem Glauben und Ernst. Jedermann liebte ihn. Er besaß kein großes Vermögen; das Wenige, was er sein nannte, gehörte seiner Familie, den Armen und seiner Haushälterin. Nur etwas hypochondrisch war er; die Heiterkeit und die Traurigkeit fanden sich ruck- und stoßweise

abwechselnd ein, je nach dem Regen oder dem schönen Wetter. Seine verdrießlichen Tage verbrachte er am Kamine, in endlose Träumereien versunken. Es war ihm dann keine Rede abzulocken; er antwortete nur einsylbig, selbst wenn die Haushälterin von dem Abendessen sprach. Bisweilen vergingen so acht Tage düster und still, bis man ihn eines Morgens plötzlich wieder guter Laune fand und er sein Fenster und sein Herz dem ersten Sonnenstrahle öffnete.

Er stammte aus einer armen Familie in der Nähe von Lyon. Seine Schwester hatte sich mit einem Arzte in Lyon, Thome, verheirathet, der zwar ein ehrlicher Mann, aber ein schlechter Arzt war, so daß, als er starb, seine Frau mit den Kindern in Noth gerieth. Den zweiten Sohn, Karl Heinrich Thome, empfahl er dem Canonicus. Dieser schickte, ohne der Haushälterin etwas zu sagen, seinem Neffen dreitausend Francs, damit er in Montpellier die Arzneikunst studire. Als er die Studien beendigt hatte, machte er sich auf den Rath seiner Mutter auf den Weg nach Paris zu dem Oheim.

Er war ein großer junger Mann von vierundzwanzig Jahren, mit einem etwas bleichen, aber lebensvollen Gesichte, das braune Locken umrahmten. An einem Decemberabende kam er in der Wohnung des alten Oheims an, der ihn zärtlich aufnahm. Auch die Haushälterin gewann ihn lieb und sie erzählte ihm bald von der Traurigkeit, in die der

Canonicus bisweilen verfalle. An einem solchen Tage bemühte sich Heinrich sehr, den Oheim zum Sprechen zu bringen, aber vergeblich; erst als der junge Arzt sich zum Fortgehen anschickte, brach der Greis in die Worte aus: „Ach, mein Gott, gieb mir die Kraft, sie zu retten. Armes Weib! In einem unwürdigen Gefängnisse! Ach Herr, du hattest mehr Erbarmen mit Magdalenen. Und Magdalena hatte vielleicht weniger Thränen und weniger Schönheit.“

Heinrich, der erschrocken das Geheimniß der Träume seines Oheims erfuhr, schlich leise hinaus. Aber plötzlich trat die alte Haushälterin ein und hielt ihn auf.

„Werden wir zeitig zu Abend essen, Herr Canonicus?“ fragte sie.

Der Abbé Leblanc antwortete nicht.

„Hören Sie?“ fragte Angelica mit kreischender Stimme. „Sagen Sie mir, ob Sie heute in das Gefängniß gehen.“

— „Nein, nein, ich gehe nicht,“ antwortete der Canonicus, als rede er mit sich selbst. „Ich werde nicht mehr dahin gehen.“

Während er das sagte, nahm er seinen Regenschirm und ging fort.

„Da sehen Sie den närrischen Menschen; er geht trotz dem Regen. Hat man jemals einen Canonicus gleich ihm gesehen? Ich frage Sie, konnte er nicht warten bis morgen? Sich so stören zu lassen

wegen solcher liederlicher oder verbrecherischer Weiber!"

Heinrich war nachdenkend geworden. Er folgte in Gedanken seinem Oheime, sah ihn nach St. Pelagie gehen, in eine der Zellen eintreten und irgend eine schöne reuige Sünderin trösten, die, wie Magdalene, nur noch ihr Haar und ihre Thränen hatte.

„Ich werde nach St. Pelagie gehen," sagte er plötzlich, als wenn ihn eine Ahnung fortzöge.

2.

Bis dahin hatte Heinrich nicht geliebt. Zwar lebte er in Montpellier während seiner Studien keineswegs wie ein Einsiedler, aber die Leidenschaft hatte sein Herz noch nicht ergriffen. Die Liebe hat, das muß man gestehen, in der ersten Jugend nicht Kraft genug; sie ist da nur eine Blume, ein Irrlicht. Larochefoucault sagt ganz mit Recht: vor der Liebe geht das Liebeln voraus.

Nach der Rückkehr des Canonicus fragte ihn Heinrich, ob die verirrten Schafe wieder auf den rechten Weg gekommen wären.

„Die armen Gefangenen," sagte der Abbé Leblanc ziemlich lebhaft, „sind alle von der Stimme des Evangeliums sehr ergriffen und sie fühlen aufrichtig Reue. Eine nur widerstrebt mehr und spricht

gleichgültig von ihrem Seelenheile. Gottes Gnade wird indeß endlich auch ihr Herz erfüllen."

Nach einer Pause fuhr der Canonicus fort, als spreche er mit sich selbst, während er seinen Regenschirm abschüttelte:

„Ach, wenn ich diesen gefallenen Engel retten könnte."

— „Lieber Oheim," fragte Heinrich einigermaßen verlegen, „giebt es keine Kranken in St. Pelagie?"

„Immer; das Gefängniß ist fast ein Grab; man lernt da sterben."

— „Da Sie dort ein so trefflicher Arzt der Seelen sind, warum sollte ich nicht etwas der Arzt der Leiber sein? Sie stehen auf freundschaftlichem Fuße mit dem Herrn von Louvois, mit dem Herrn Erzbischof und andern Hochgestellten; könnten Sie mich nicht zum Assistenzarzte des Gefängnisses machen lassen und mir etwa 600 Livr. Gehalt verschaffen? Es wäre dies, bevor ich reichere Kranke finde, ein Studium für mich. Denken Sie daran."

„Sechshundert Livres," murmelte der Canonicus. „Er hat Recht. Uebrigens wäre es auch eine Erleichterung für mich. Sechshundert Livres! Ja, ich will darüber nachdenken."

Bald versank er wieder in seine Träumereien.

Den zweitnächsten Tag erinnerte Heinrich den Oheim an das Versprechen und erfuhr, daß der

Canonicus die Sache dem Kanzler bereits vorgetragen und daß dieser Heinrich zum Assistenzarzte bei dem Gefängniß von St. Pelagie ernannt habe.

Nachdem Heinrich in Begleitung seines Oheims seine Besuche bei dem Oberarzte und der Superiorin gemacht, wünschte er bei den kranken büßenden Sünderinnen eingeführt zu werden, fand aber an diesem Tage nur unwürdige, durch das Verbrechen und schlechte Leidenschaften gebrandmarkte Geschöpfe, die weder Schönheit noch Energie besaßen.

„Mein Oheim hat sich sicherlich verblenden lassen," dachte er. „Ich habe doch fast alle Gefangene gesehen, und keine einzige unter ihnen kann mit der reuigen Magdalene verglichen werden." Einige Tage nachher aber, als er mit dem Kerkermeister über einen Corridor ging, ersuchte ihn eine Klosterfrau, die Schwester Martha, eine arme Gefangene, zu besuchen, welche der Director des Gefängnisses zur Arbeit der Verurtheilten zwingen wolle.

„Wenn sie jemals dort arbeitet, will ich mich einsperren lassen," sagte der Kerkermeister. „So schöne weiße Hände sollte man ruhen lassen."

Aus der Miene, mit welcher er dies sagte, konnte man errathen, daß diese schönen weißen Hände einige Geldstücke in die seinigen gedrückt hatten. Heinrich Thome folgte schweigend der Nonne, die ihn in eine kleine Zelle am Fuße einer Treppe führte. Sie nahm

einen Schlüssel vom Gürtel, klopfte dreimal an, öffnete und ließ den jungen Arzt eintreten.

Die Gefangene neigte langsam das Haupt, indem sie einen gleichgültigen Blick auf Heinrich Thome warf.

„In einigen Minuten komme ich zurück," sagte die Nonne, indem sie die Thüre wieder verschloß.

Der junge Arzt blieb vor der Gefangenen stehen, die auf einem Bette saß. „Gnade, Herr," sprach sie mit engelgleicher Milde, „aus Barmherzigkeit erklären Sie mich für krank. Da Sie Arzt sind, wird Ihnen dies nicht unangenehm sein," setzte sie mit einem leichten schelmischen Lächeln hinzu.

Dabei schlug sie die Augen auf, von denen er geblendet wurde.

— „Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll, außer daß ich Sie so lange, als Sie es wünschen, für krank erklären werde. Um mein Gewissen zu beschwichtigen, erlauben Sie mir . . ."

Er vollendete nicht, denn die Gefangene gab ihm die Hand, ohne sich bitten zu lassen. Da sie fühlte, daß er sie etwas stärker drückte, als es ein Arzt thun darf, fragte sie schnell, ob sie das Fieber habe.

„Nein," antwortete er mit bewegter Stimme. „Aber," setzte er hinzu, „Ihret- und meinetwegen erkläre ich Sie auf lange Zeit für krank. Sogleich will ich Sie in das Verzeichniß eintragen."

Sie nahm diese Worte mit einiger Verachtung auf.

„Ich bin Ihnen für Ihren guten Willen Dank schuldig.“

Darauf nahm sie ein Gebetbuch und stellte sich, als lese sie darin. Heinrich ging sehr bewegt in der Zelle auf und ab und suchte das Gespräch von Neuem anzuknüpfen.

„Sie haben,“ sagte er, „einen sehr ergebenen Freund in meinem Oheime, dem Canonicus; Sie haben sein Herz bewegt . . Ein so großes und edel getragenes Unglück, eine so seltene Schönheit, die ein verderbliches Schicksal in einem Gefängnisse birgt, so viele Thränen, die in der Stille und Einsamkeit vergossen werden, während viele Herzen sie gern aufnehmen würden . . .“

Die Gefangene schlug das Buch zu und richtete stolz das Haupt empor.

„Mein Herr,“ sprach sie mit einiger Bitterkeit, „ich gestehe nicht Jedermann das Recht zu, mich zu beklagen.“

Da sie sah, daß diese Worte den jungen Arzt tief verletzten, suchte sie dieselben zu mildern.

„Die Freundschaft aber,“ setzte sie mit einem schmerzlichen Seufzer hinzu, „die wir Beide für den Herrn Abbé Leblanc fühlen, entschuldigt Sie vielleicht. Beklagen Sie mich, wenn Sie wollen, ich werde es nicht übel nehmen.“

In diesem Augenblicke öffnete die Nonne die Thür wieder.

„Auf Wiedersehen! Morgen!“ sprach der junge Arzt Thome, sich verneigend. Die Gefangene antwortete nicht, sondern grüßte nur kalt. Heinrich ging traurig hinweg.

Als Heinrich seinen Oheim Nachmittags traf, konnte er nicht umhin, zu demselben zu sagen, daß er die Gefangene gesehen und daß sie das schönste Weib in der Welt sei.

„Doch,“ setzte er hinzu, „habe ich nur ihre Augen und ihre Hände gesehen. Welch’ schreckliche Augen! Welche anbetungswürdigen Hände!“

— „Sündhafte Augen und Hände,“ sprach der Oheim mit einem Seufzer. „Laß uns nie von diesem Weibe sprechen.“

Als Heinrich allein in seinem Zimmer war, suchte er sich sein Zusammentreffen mit der berühmten Gefangenen deutlich wieder vorzustellen, und allmälig trat wieder vor seine entzückten Augen das Gesicht, das er kaum erblickt hatte, mit seiner so rührenden Bläſſe, mit seinen so reinen Zügen, mit seinen so zauberischen Reizen. Bei dieser Gelegenheit müssen wir ein Paar Worte über dieses Gesicht sagen. Toppel malte die Gefangene, als sie in der Welt glänzte, und nach diesem Maler war sie ein treues Ebenbild der Courtisane Titian’s; dieselbe Liebesgluth in den Augen und auf den Lippen, keine Erhebung, keine Ahnung des Himmels, sondern ganz von dieser Welt, nur geschaffen, um zu lieben und

zu verführen. Als Heinrich Thome sie in der Zelle sah, war es nicht mehr dasselbe Portrait; fern von der Sonne, fern von der Welt und von der Liebe, war sie erbleicht; ihre Wangen waren eingesunken unter den Thränen und der Reue, und ihre Augen hatten etwas von ihrer Gluth verloren. Aber wenn sie minder schön war für den Blick, so war sie um so schöner für das Herz.

„Wer dieses Weib liebt, stürzt sich in einen Abgrund," flüsterte Heinrich Thome, indem er die Arme sinken ließ.

Den ganzen Tag über und während der Nacht versuchte er sich dieser zauberhaften Erinnerung an die Gefangene zu entziehen; er stand aber einmal unter dem Zauber; überall sah er jenes bleiche Gesicht, dem die Leidenschaft reizende Spuren aufgedrückt hatte, jene anbetungswürdigen Augen, die so viele Liebe ausgeströmt, so viele Thränen vergossen, für ihn aber nur ein verächtliches Lächeln gehabt hatten, und jene so feine, so weiße Hand, die er noch in der seinigen fühlte. „Warum küßte ich diese Hand nicht?" fragte er sich.

3.

Am andern Tage gegen Mittag kehrte Heinrich Thome in das Gefängniß zurück. Er war aufgeregter und bleicher als am Tage vorher, als er in

die Zelle der schönen Gefangenen eintrat. Indeß er konnte sich auch mehr beherrschen, und in dem Wunsche, ein wenig in das Geheimniß dieses großen Unglücks einzudringen, warf er auf Alles, was sie umgab, einen prüfenden Blick und sprach dabei von tödtlicher Langeweile des Gefängnisses, wenn der Maihimmel mit Neid auf die blühende Erde herabblicke. Die Zelle war vier bis fünf Mal größer als ein Grab; nichts an der feuchten Mauer konnte den Blick zerstreuen. Das ganze Geräth darin bestand in einem schmalen harten Bett, in einem Stuhl, einem kleinen Tisch von Eichenholz, einem Stickrahmen, einem Wasserkruge, einigen Gebetbüchern, einigen Kleidungsstücken, einem kleinen zerbrochenen Topf von Porzellan, in welchem die Gefangene Veilchen zog, und endlich in einem kleinen Spiegel in gothischem Rahmen. In die Zelle hinein fiel nur wenig Licht durch ein vergittertes kleines Fenster.

„Hier können Sie nicht bleiben," sagte Heinrich, „hier können Sie kein Jahr leben."

— „Ich lebe bereits elf Jahre da," sprach sie mit trauriger und milder Ergebung.

„Elf Jahre!" wiederholte Heinrich, als habe er einen Dolchstoß in das Herz erhalten.

— „Was liegt daran?" entgegnete die Gefangene; „bin ich doch verurtheilt, hier zu sterben. Aber selbst der Tod verschmäht mich."

Sie nahm wie am Tage vorher ein Gebetbuch, das Heilmittel gegen ihren Schmerz.

„Die, welche Sie verurtheilt haben, sind Barbaren. Es ist nichts als eine gehässige Rache.“

— „Sprechen wir nicht von der Vergangenheit; ich darf für Sie nichts als eine kranke Gefangene sein.“

„Vor elf Jahren waren Sie noch sehr jung.“

— „Zwei und zwanzig Jahre.“

„Wie! die schönsten Tage Ihres Lebens haben Sie in dieser schrecklichen Einsamkeit verbracht! Kein Herz tröstete das Ihrige?“

Die Gefangene hörte nicht mehr auf Heinrich, wenigstens stellte sie sich, als lese sie aufmerksam in den Bußpsalmen. Er achtete ihr Schweigen und ging. Als er an dem Kerkermeister vorüber kam, fragte er denselben, was man über die schöne Gefangene sage. Der Mann antwortete, er wisse von ihr nichts, als ihren Taufnamen „Marie“, daß sie von einem völlig schwarzgekleideten Manne da eingekerkert gehalten werde und daß sie eine sehr ergebene unglückliche Frau sei, die immer weine, aber sich nie beklage.

Heinrich wollte nach diesen wenig bedeutenden Worten weiter gehen, als der Kerkermeister hinzusetzte: „Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß mehrere vornehme Herren in Wagen daher gekommen sind und mir viel Geld geboten haben, um sie auf einen Augenblick zu sehen. Ich habe es aber immer ab=

geschlagen. Einer besonders war sehr zudringlich; er wollte mein Glück machen, wenn ich die Gefangene entfliehen lassen wollte."

Den Oheim redete er diesen Tag sogleich mit den Worten an: „Ich erwarte von Ihrer Freundschaft einige Worte über die Geschichte der Gefangenen, die Marie heißt. Da ich ihr Arzt bin, so muß ich auch das kennen, was in ihrer Seele vorgegangen ist oder noch vorgeht."

„Mein Sohn," antwortete der Alte, „nur Gott werde ich sagen, was ich als Beichtiger gehört habe; sobald ich einem Sünder die Absolution gegeben habe, vergesse ich seine Sünden. Nur dem Höchsten steht es zu, sie in dem großen Schuldbuche einzutragen bis zum jüngsten Gerichte."

— „Sie haben nicht vergessen, was Ihnen Marie anvertrauet hat."

„Höre, mein Kind, laß uns nicht mehr von diesem Weibe sprechen; achten wir ihre Schwächen als vergessen, da sie Thränen der Reue vergossen hat."

Der Canonicus sah seinen Neffen bei diesen Worten an und erschrak über dessen Bläße und über den seltsamen Glanz in den Augen.

„Was habe ich, Unvorsichtiger, gethan?" dachte Leblanc bei sich, indem er sich der engelgleichen Schönheit der Gefangenen erinnerte. „Wenn der Arme auch ihren Reizen nicht zu widerstehen vermöchte! — Lieber Sohn," setzte er laut hinzu, „diese Frau ist

ein finsterer Abgrund, den ich immer nur zitternd betrachtet habe. Man muß sie beklagen, wenn man an ihr vorübergeht, aber nicht an sie denken; das Verbrechen hat schon mehr als ein junges Herz irregeführt. — Doch ich vergaß Dir zu sagen, daß hier ein Brief an Dich ist."

— „Ein Brief von meiner Mutter!" rief Heinrich, indem er das Siegel erbrach.

Er las ihn mit kindlichem Eifer, aber doch mit zerstreutem Herzen. Abends, als er allein war, kam es ihm vor, als habe er die Gefangene seit einem Jahrhundert nicht gesehen; er erschrak fast vor der entstehenden Leidenschaft, die schon so viel Gewalt über ihn hatte; er sank auf seine Kniee, ob er gleich verlernt hatte zu beten; er versuchte, an seine Mutter zu denken, und rief aus: „Ach Gott, meine Mutter, befreie mich von dieser Frau!" Aber in demselben Augenblicke setzte er hinzu: „Ach Gott, erlöse die arme Gefangene!"

In weniger als acht Tagen stand Heinrich Thome unter der Herrschaft der heftigsten Liebe. Aber trotz seiner Liebe hatte er der Gefangenen kaum wenige unbestimmte Worte entlockt. Eines Morgens endlich, als er sie in Thränen fand, sprach sie mit ihm wie mit einem Freunde.

Die Nonne war an diesem Tage nicht in die Zelle eingetreten, als sie dem jungen Arzte die Thüre geöffnet hatte. Heinrich, der sich so allein vor der wei=

nenden Frau sah, welche er bis zum Wahnsinn liebte, sank auf seine Kniee, ergriff ihre Hände und sprach mit bewegter Stimme:

„Ach, wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe."

In jedem andern Augenblicke würde die Gefangene ihn vielleicht mit Verachtung zurückgewiesen haben, aber jetzt hatte ihr ein Anfall von Schmerz und Verzweiflung das Herz erschlossen; dieses so leidenschaftliche Geständniß rührte sie; sie blickte Heinrich an, ohne ihm ihre Hände zu entziehen, und flüsterte mit bewegter Stimme:

„Sie lieben mich! Sie wissen nicht, wen Sie lieben. Sie fühlen Mitleiden mit meinem Unglücke, aber keine Liebe. Gott sei gelobt! Sie beklagen mich, Sie lieben mich nicht."

— „Ich Sie nicht lieben?"

Die Gefangene fühlte brennende Thränen auf ihren Händen.

„Armes Kind!" flüsterte sie und begann selbst von Neuem zu weinen. „Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Haben Sie in der Welt, in der Sie leben, kein jüngeres Weib gefunden, das Ihres Herzens würdiger ist? Haben Sie keine Schwester, die Sie durch ihre Reinheit vor einer solchen Liebe schützt?"

— „Ich habe eine Schwester, eine Schwester, die mich liebt," entgegnete Heinrich mit erstickter Stimme; „wenn sie Sie so unglücklich, so schön

sähe, würde sie, statt mein Herz zu verdammen, mich auffordern, Sie zu lieben."

Marie war nachdenkend geworden. Sie streckte die Hand nach dem Crucifix über ihrem Bette aus und ergriff einen verrosteten Schlüssel und einen mit Blut befleckten Dolch; aber plötzlich stieß sie Beide zurück und sagte:

„Nein, nein!"

— „Vertrauen Sie mir!"

„Hören Sie mich an; wollen Sie mir helfen, ein großes Werk zu vollbringen, da Sie mich lieben?"

— „Ich bin zu Allem bereit," sprach der junge Mann, indem er rasch den Kopf emporrichtete; „befehlen Sie, Madame; mein Arm, wie meine Seele stehen Ihnen zu Diensten."

„Bedenken Sie wohl; es ist schwer und könnte Sie in das Verderben stürzen."

— „Ist es nicht schon Glück, für Sie mich in das Verderben zu stürzen? Ich wiederhole noch einmal, ich bin zu Allem bereit."

„Ja," sprach Marie, indem sie ihm die Hand drückte, „ich rechne auf Sie. Sorgen Sie dafür, daß ich, nur auf drei bis vier Stunden an einem Tage dieser Woche, etwas vor Mitternacht, aus dem Gefängnisse herauskomme. Wir steigen in einen Fiacre und fahren in die Rue Mazarin, wo ich Jemandem einen Besuch zu machen habe."

Heinrich konnte ein Gefühl der Eifersucht nicht unterdrücken.

„Kind," fuhr sie fort, „sehen Sie nicht in meinen Augen, daß es kein Liebes-Rendezvous ist?"

Und wirklich, es glühte in den Augen der Gefangenen der Zorn der Rache.

„Nach diesem Besuche kehren wir schnell hierher zurück, denn fliehen will ich nicht, selbst nicht mit Ihnen. Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Haben Sie den Muth, dies zu thun?"

— „Ja, Madame," antwortete Heinrich mit fester Stimme. „Aber für das gefährliche Unternehmen bitte ich um die Erlaubniß, bei der Rückkehr Ihnen einen Kuß geben zu dürfen."

„Nehmen Sie ihn im Voraus," sprach sie freudig aufathmend.

Heinrich küßte sie und fragte dann: „Heute Abend?"

„Ja, heute Abend, wenn Sie es möglich machen können."

— „Ich kann es, weil Sie es wünschen; ich werde dem Kerkermeister und der Superiorin anzeigen, daß Sie kränker geworden sind, daß ich die Nacht noch ein Mal kommen werde und daß die Schwester Martha bei Ihnen wachen wird. Die Schwester Martha liebt Sie wie Alle, die in Ihre Nähe kommen; Sie wird nicht die Kraft haben, Sie

zurück zu halten. Wir gehen mit einander hinaus; man wird nur mich fortgehen sehen."

„So gehen Sie; ich erwarte Sie im Gebete."

Heinrich entfernte sich glücklich und stolz, aber auch verliebter, als je.

4.

Gegen elf Uhr Abends stieg er am Ende der Straße aus dem Fiacre; denn ob es gleich in Strömen regnete, wollte er doch bis an das Gefängniß zu Fuße gehen. Er fand die Schwester Martha in der Zelle Mariens, die noch nicht gewagt hatte, sich ihr zu entdecken. Da keine Zeit zu verlieren war, so theilte ihr Heinrich gleich nach seinem Eintritte die Absicht Mariens mit.

„Ich erwarte von Ihrer Freundschaft für Marien, daß Sie drei Stunden schweigend in dieser Zelle bleiben; nach drei Stunden wird sie zurück sein; wir schwören es Beide bei diesem Crucifix."

— „Wenn ein gutes Werk gethan werden soll," flüsterte die Schwester Martha erschrocken.

„Ja, ja, ein gutes Werk," fiel Marie lebhaft ein.

— „So gehen Sie; ich werde zu der heiligen Mutter Gottes beten, daß sie über Ihnen wache."

Heinrich warf der Gefangenen, die ihm in einiger Entfernung folgte, seinen Mantel über. Der Kerkermeister kam, um ihn bis an die Thüre zu geleiten; Heinrich nahm ihm die Blendlaterne ab,

löschte sie aus, indem er sie fallen ließ, blendete den halb schon schlafenden Mann durch unzusammenhängende Worte und Alles ging gut; während der Kerkermeister seine Laterne verdrießlich aufhob, hatte die Gefangene Zeit gehabt, hinauszugehen. Sobald die Thüre verschlossen war, nahm Heinrich Marien auf die Arme und trug sie so bis zu dem Fiacre. Während der Fahrt wurde sehr wenig gesprochen; Heinrich wagte Marien weder zu fragen, noch sie in ihren Gedanken zu stören; aber er hielt zärtlich ihre Hände in den seinigen und drückte sie von Zeit zu Zeit mit einem Seufzer. Marie dankte ihm für dieses Schweigen, und gerührt durch seine Aufopferung, erwiderte sie einige Mal den Druck seiner Hand. Trotz dem Regenwetter war die Nacht nicht sehr dunkel, und man konnte selbst in dem Fiacre sehen. Marie fand in dieser Nacht zum ersten Male, daß Heinrich ein schönes, edeles Gesicht habe; sie fühlte, daß seine Liebe Eindruck auf sie gemacht, und sie konnte den Gedanken nicht abweisen, wie selig es für sie Beide sein würde, wenn sie entfliehen und an irgend einem entlegenen Orte nur ihrer Liebe leben könnten.

„Aber wie," dachte sie dann wieder bei sich, „die Zeit der Liebe ist für mich vorüber. — Und doch," fuhr sie fort, „würde mir Gott nicht einige Tage Ruhe gönnen, wenn ich allein wäre mit dem, welcher mich liebt, fern von dem Schauplatze meiner Verbrechen und meines Unglücks, die Vergangenheit

vergessend wie einen traurigen Traum? — Ruhe für mich?" setzte sie dann hinzu, indem sie den Kopf traurig senkte; „nein, es ist vorbei, mein Herz ist schon in der Hölle. Nicht die Liebe suche ich, sondern die Rache."

Der Fiacre hielt vor dem kleinsten Hause in der Rue Mazarin.

„Klingeln Sie," sagte sie zu Heinrich, der ihr bei dem Heraussteigen behülflich war. „Fragen Sie nach La Verrière; der Schweizer wird Sie für einen Freund halten und trotz der späten Stunde Sie vorübergehen lassen."

— „Und wohin gehen wir?" fragte Heinrich, indem er klingelte.

„Ich kenne den Weg," antwortete ihm Marie mit einem tiefen Seufzer.

Sie gingen ohne Hinderniß weiter, über den Hof, eine kleine Treppe hinauf und blieben im Dunkel vor einer Thüre stehen.

„Erwarten Sie mich, es wird hoffentlich nicht lange währen."

Sie steckte ihren verrosteten Schlüssel in das Schloß, öffnete die Thüre und trat vorsichtig in das Cabinet, in welchem sie ihren Besuch abstatten wollte.

„Es ist gut," sagte sie, als sie einen Lichtstreif unter der Thüre sah; „ich treffe ihn."

Sie blieb einen Augenblick stehen, sammelte ihre Kräfte und schlug die Augen gen Himmel auf.

Entschlossener ging sie dann weiter, öffnete leise die Thüre und trat ein.

In dem Cabinete wachte ein durch Kummer und Arbeit völlig ausgedorrter Mann, der mehr wie eine Leiche, denn wie ein Lebendiger aussah. Eine kleine Lampe verbreitete über sein knochiges Gesicht einen fahlen Schein. Er trug ein weites schwarzes Gewand.

Als Marie in das Cabinet eintrat, sah der Mann aufgeregter aus als gewöhnlich; er hatte geschrieben und las das, was er geschrieben, mit grausamer Freude wieder durch. Es mußte etwas Böses sein, und es war wirklich das Unwürdigste, das von der Hand eines Menschen gekommen, ein Testament voll von Verwünschungen. Der Mann, der den Tod nahen fühlte, wollte seinen ganzen Haß, seine ganze Rache, seinen ganzen Zorn vererben.

Als er dieses seltsame Testament überlesen hatte, sprach sich in seinem runzeligen Gesichte eine böswillige Freude aus, als hätte er einen Dolch in die Brust seines Feindes gestoßen.

In diesem Augenblicke glaubte er ein Geräusch zu hören; er blickte auf und sah Marien bleich, mit klopfendem Busen, mit zornflammenden Augen dastehen.

„Sie, Madame?“ rief er zitternd.

— „Ja,“ entgegnete sie, indem sie einen Schritt näher trat; „ich bin es.“

Der Mann fürchtete sich; er öffnete den Mund, um nach Hülfe zu rufen.

„Rufe nicht!“ gebot Marie, indem sie den Dolch in ihrem Busen ergriff.

Er erhob die Hand, wie um sich zu vertheidigen; aber die Wuth und die Angst wirkten so gewaltig auf ihn, daß er ohnmächtig auf den Stuhl sank.

Marie trat näher zu ihm und betrachtete ihn mit Widerwillen und Mitleiden.

„Ihn tödten!“ dachte sie bei sich, „das wäre feig; ist er nicht schon halb todt?“

Und sie ließ den Dolch sinken.

„Ach, mein Gott!“ sprach sie dann, „ich danke Dir; Du hast meinen Arm entwaffnet!“

Sie bückte sich dann über den Tisch, um einen Blick auf das zu werfen, was der Mann eben geschrieben hatte.

„Sein Testament!“ sprach sie neugierig.

Sie überschlug die ersten Seiten, die schon längst geschrieben zu sein schienen, und las die letzten Zeilen:

„Ich vermache überdies meinen Kindern meine ganze Rache und alle meine Flüche gegen ihre Mutter. Im Namen Gottes und der menschlichen Gerechtigkeit erwarte und verlange ich, daß sie dieselbe bis zum Tode mit Schmach verfolgen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“

„Das also schrieb er!“ sprach sie kaum athmend; „die Rache ist demnach sein letzter Gedanke und, wann er gestorben, wird noch sein ruheloser Schatten an der Pforte meines Kerkers Wache halten.“

Sie nahm das Testament, zerriß es und warf es dem Manne in das Gesicht; dann ging sie und kehrte zu Heinrich zurück.

„Eilen wir zurück," sprach sie, indem sie die Thüre hinter sich schloß; „mein Besuch ist beendigt."

Sie begaben sich wieder in das Gefängniß. Die Schwester Martha schlief in der Zelle.

„Gute Nacht!" flüsterte Heinrich, ehe die Nonne geweckt war; „vergessen Sie aber auch nicht, daß mir außer dem Glücke, Sie begleitet zu haben, ein Kuß gebührt."

„Heinrich," entgegnete sie, „meine Stirn ist jetzt Ihrer Lippe unwürdig; kommen Sie morgen wieder, heute beten Sie zu Gott, daß er Ihnen die Gnade gewähre, mich zu vergessen."

5.

Die nachstehende Stelle, ein Kapitel aus dieser Geschichte, ist den Lettres galantes entnommen, die im Jahre 1683 in Amsterdam erschienen.

Februar.

„Sie kennen, Madame, die Geschichte jenes Parlament-Procurators, der sich so abscheulich an seiner Frau rächte. Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ganz Paris spricht von einer nächtlichen Scene, die in dem Cabinet des Procurators vorgekommen ist. Ich glaube nun fast an übernatürliche

Erscheinungen. Denken Sie sich: der Mann, der seit mehreren Jahren immer sterben will, war halb zwölf Uhr in der Nacht allein und mit seinem Testamente beschäftigt. Alles schlief in seinem Hause; er selbst schläft nie, weil er fürchtet, nicht wieder zu erwachen. Er könnte sterben, denn keine Freude knüpft ihn an diese Welt; er ist auf einem rauhen Wege durch das Leben gegangen; aber er fürchtet, man könnte seiner Frau verzeihen, sobald er nicht mehr sei, und das hält ihn am Leben. Deshalb macht er Testament auf Testament, worin er unter Anderm seine Rache seiner Familie, seinen Freunden, seinen Kindern vererbt. An jenem Abende revidirte er also wie gewöhnlich alle Ausdrücke seines Testamentes und Codicills und er hatte eine Empfehlung an seine Kinder hinzugesetzt, ihre Mutter zu verfluchen. Mit einem Male hört er Geräusch; er schlägt die Augen auf und wen sieht er vor sich? seine Frau, die schöne Marie von Joysel, die seit zwölf Jahren in den Madelonnetten und in St. Pelagie schmachtet. Sie werden wohl glauben, daß er nicht wenig erschrak über diese seltsame Erscheinung. Er wollte schreien, aber seine Frau zog einen Dolch aus dem Busen und stürzte auf ihn zu wie eine Furie der Rache . . . Beruhigen Sie sich; Alles beschränkte sich auf die Erscheinung; unser armer Procurator wurde ohnmächtig vor Furcht. Als er eine halbe Stunde darauf wieder zu sich kam, war er allein; er glaubte

geträumt zu haben, aber zu seinen Füßen lag der Dolch seiner Frau und sein Testament war zerrissen. Er weckte alle seine Leute, brachte das ganze Haus in Aufruhr; man suchte überall; man überzeugte sich, daß alle Thüren verschlossen waren und fand keine lebendige Seele. Sobald es Tag war, ließ er sich trotz seiner Schwäche nach St. Pelagie tragen, um sich nach seiner Frau zu erkundigen; man sagte ihm, Marie von Joysel sei krank und habe eine ziemlich unruhige Nacht gehabt. Da er dem Berichte der Superiorin nicht unbedingt glaubte, so wollte er die Gefangene sehen. Die Schwester Martha führte ihn in die Zelle Mariens, und sobald er sie auf ihrem Schmerzenslager erblickte, sprach er mit dumpfer Stimme zu ihr: „Ich fürchte Sie nicht, Madame." Halb todt brachte man ihn in sein Haus zurück und man sagt, er werde sich dies Mal nicht wieder erholen. Die Erscheinung seiner Frau hat ihm den Todesstoß gegeben. Was soll man nun von Allem dem denken, von dem Dolche, von dem zerrissenen Testamente?

In einem andern Briefe hoffe ich Ihnen die Fortsetzung dieser traurigen Geschichte mittheilen zu können."

April.

— „Apropos, ich habe vergessen, wieder von dem Procurator Pierre Gars de La Verrière zu sprechen. Er ist bereits vor einiger Zeit gestorben,

gestorben an den Folgen jener berühmten Erscheinung. Er erklärte deshalb auch, er sei durch seine Frau ermordet worden. Er ließ seine Kinder an sein Sterbebett kommen, und vor Notar und Zeugen, in Gegenwart der feierlichen Vorbereitung zur letzten Oelung verlangte er, daß die armen kleinen Mädchen (das jüngste ist zwölf Jahre alt) ihm schwören sollten, ihre Mutter ewig zu hassen. Die unglücklichen Kinder weinten, ohne eigentlich zu wissen warum. Der Notar stellte ihm vergebens vor, daß er über den Geist des Gesetzes hinausgehe; der Geistliche rief ihm die Vorschrift der Religion ins Gedächtniß; aber der Procurator ließ sich nicht erschüttern. Es gelang ihm endlich, seine Kinder schwören zu lassen, das Gefängniß der armen Marie von Joysel stets mit dreifachem Riegel verschlossen zu halten. Nach diesem schrecklichen Schwure küßte er die armen Kleinen, verlangte das Crucifix des Geistlichen, machte das Zeichen des Kreuzes, während er seine Frau noch immer verfluchte, ließ endlich den Kopf sinken und hauchte so den Geist aus. Dieses ärgerliche Sterben hat die Stadt, den Hof, die Kirche empört. Man sagt, die Wittwe des Herrn von La Verrière bereite ein Bittschreiben an die Herren vom Parlamente vor, um ihre Freilassung zu erhalten. Es läßt sich dafür und dagegen sprechen. Wird man den letzten Willen des Verstorbenen unbeachtet lassen können?“

6.

Marie von Joysel hatte wirklich sogleich nach dem Tode des Procurators ein rührendes Bittschreiben abgefaßt.

Heinrich Thome kam jeden Tag auf eine Stunde in ihre Zelle. Ohne ihm ihre ganze Geschichte zu gestehen, hatte sie ihm unter andern Namen vertraut, daß sie wegen Ehebruchs verurtheilt worden, daß ihr Mann gestorben sei und daß sie ihre Freilassung erwarte. Weit entfernt, seine Liebe zu ermuthigen, suchte sie dieselbe vielmehr zu erlöschen; sie machte ihm nicht im Mindesten Hoffnung und sagte, sie sei für die Liebe todt, sie verlange ihre Freiheit nur, um einen ihrer würdigern Zufluchtsort zu suchen, und wolle Gott den Rest ihres Lebens widmen.

Die Liebe weiß sich auch da Hoffnungen zu schaffen, wo es keine giebt. Heinrich Thome wollte sich der Hoffnungslosigkeit nicht übergeben; er liebte Marien, sie war sein Glück, und er erwartete demnach geduldig, daß auch ihr Herz bewegt werde.

Die arme Gefangene blieb nicht gleichgültig gegen die Liebe des jungen Arztes; anfangs war er ihr ein ergebener Freund, dann ein mitleidiger Bruder gewesen, und endlich konnte sie es sich nicht verheimlichen, daß er ein sehr zärtlicher und liebenswürdiger Liebhaber sei. Sie fand allmälig ein stilles Vergnügen

daran, das freundliche edle Gesicht zu sehen und die immer bebende Stimme zu hören, die sie tröstete, während sie von Liebe sprach. Noch gestand sie sich zwar nicht, daß auch sie Heinrich liebe, aber der Gedanke, daß sie St. Pelagie vielleicht bald verlasse und an einen andern Ort sich begäbe, wohin er ihr nicht folgen könnte, machte ihr Schmerz.

Die Justiz sprach ein Urtel, welches für die Wittwe des Procurators ewiges Gefängniß erkannte.

Heinrich fand sie eines Tages aufgeregter als gewöhnlich.

„Was ist Ihnen?“ fragte er.

— „Man hat mein Gesuch abgewiesen,“ antwortete sie; „ich soll hier sterben in Schimpf und Schande.“

Heinrich ließ traurig das Haupt sinken. Nach langem Schweigen reichte er endlich Marien die Hand.

„Hören Sie mich an,“ sagte er. „Gott hat mir den Gedanken an ein gutes Werk eingegeben; ich kann Sie aus dem Gefängnisse befreien, wenn Sie es wollen.“

— „Wie wäre das möglich?“

„Ich wage es nicht, es auszusprechen; es wäre ein zu großes Opfer für Sie.“

— „Gott ist mein Zeuge,“ entgegnete sie mit gefalteten Händen, „daß ich eifrig ein Opfer zu bringen suche.“

„Ich will meinerseits ein Gesuch an das Gericht

einsenden, das sich auf das Gesetz und die christliche Liebe stützt und deshalb von dem Richter nicht wird zurückgewiesen werden können. In diesem Gesuche werde ich um die Erlaubniß bitten, Sie heirathen zu dürfen."

— „Mich heirathen!" rief Marie, indem sie in die Arme des jungen Mannes sank; „mich heirathen? Kind, was denken Sie? Ich würde nie in diese Aufopferung willigen."

„Sie würden mich dadurch in Verzweiflung bringen. Haben Sie Mitleiden mit meiner Liebe, wie ich Mitleiden habe mit Ihrem Unglücke. Ja ich heirathe Sie. Was ist einfacher? Sie sind Wittwe und ich liebe Sie."

— „Aus Barmherzigkeit, denken Sie nicht mehr daran. Sie wissen nicht, wen Sie heirathen wollen; ich bin Marie von Joysel, die Wittwe des Procurators Gars de La Verrière."

„Ich weiß es," sprach Heinrich bewegt; „aber warum an die Vergangenheit denken? Bleiben Sie gegen mich nur die arme Marie, die ich hier kennen gelernt habe, die ich liebe von ganzem Herzen. Glauben Sie mir, die Ehe hat Sie in das Verderben gestürzt, die Ehe wird Sie retten. Sie kehren unbesorgt in die Welt zurück, denn ich mit meiner Liebe stehe bei Ihnen."

— „Noch ein Mal, Heinrich, Sie wissen nicht, wer ich bin."

Die Gefangene hob ihr Kopfkissen auf und nahm darunter ein Bündel Papiere hervor.

— „Da," sprach sie weiter, „lesen Sie heute diese Denkwürdigkeiten und bringen Sie mir dieselben morgen wieder. Bestehen Sie dann noch darauf, mich zu heirathen, so reiche ich Ihnen die Hand."

„Morgen also," sprach Heinrich.

Kaum war er in sein Zimmer zurückgekehrt, so begann er mit unbeschreiblichem Eifer die Geständnisse Mariens von Joysel zu lesen. Als er noch bei den ersten Zeilen stand, trat sein Oheim ein, um über seine Mutter mit ihm zu sprechen.

„Lieber Oheim," sprach er plötzlich, „ich rechne auf Ihr Herz und Ihre Unterstützung bei dem Werke, das ich zu vollbringen gedenke."

— „Was willst Du thun, mein Sohn?"

„Marie von Joysel heirathen."

— „Armes Kind! Welche beklagenswerthe Thorheit! Also auch Du konntest den Schlingen nicht entgehen?"

„Nein; aber Sie besitzen ein so edles Herz, daß Sie mich wohl verstehen und mir verzeihen werden."

— „Ich werde mehr thun," entgegnete der Greis, indem er Heinrich umarmte; „ich segne Euch Beide."

Gerührter als je begann Heinrich von Neuem die traurigen Geständnisse zu lesen.

Denkwürdigkeiten der Marie Joysel.

St. Pelagie 1680.

„In dem Schmerze und der Langenweile des Gefängnisses will ich mir die Buße auferlegen, die Verirrungen meines Lebens niederzuschreiben. Es ist eine Beichte, die ich vor mir selbst ablege, nachdem ich gelernt habe, an mein Seelenheil zu denken. Ich werde, wenn ich in Gedanken nochmals auf allen Irrwegen hinwandle, die ich betrat, größere Kraft zur Reue finden.

Ich wurde in Burgund im Jahre 1651 geboren. Mein Vater, Peter von Joysel, war Lieutenant. Mein Großvater hatte sich im Staatsdienste berühmt gemacht; er war Rath des Königs Heinrich IV. gewesen, der seine Dienste dadurch anerkannte, daß er ihm die kleine Grafschaft Joysel gab. Mein Vater starb jung, ohne ein großes Vermögen zu hinterlassen. Die Sprößlinge seiner Ehe waren zwei Söhne und eine Tochter; die Tochter bin ich. Von den beiden Söhnen ist nur noch einer übrig; der andere starb im Kloster. Der Ueberlebende hat, in Folge der Schwäche meiner Mutter, das Erbe des Vaters vollends vergeudet, erhielt aber ein Regiment in der Gascogne, wo er sich verheirathete. Meine Mutter überlebte meinen Vater nur wenige Jahre und starb wahrscheinlich aus Kummer über ihren leichtsinnigen, verschwenderischen Sohn.

Ich war elf Jahre alt, als dieses Unglück geschah, und wurde von einer Schwester meiner Mutter, der Vicomtesse von Montreuil, aufgenommen. Sie war eine Modendame, noch ziemlich hübsch und nicht ohne Grazie und Geist. In ihrer schönen Zeit hatte man viel von ihr gesprochen.

Eine ganze Saison blieb ich bei ihr auf ihrem kleinen Schlosse Montreuil. Ihr Gemahl befand sich mit Turenne im Kriege. Da meine Tante selbst kein großes Vermögen besaß, so konnte sie nicht daran denken, mir eine glänzende Zukunft zu verschaffen, und die Familie beschloß bald, mich in ein Kloster zu bringen. Ich war in Alles ergeben; ich hatte ja meine Mutter so oft weinen sehen, daß ich die Thränen nicht fürchtete.

Sobald der Winter kam, wurde ich in die Abtei St. Salaberge gebracht, deren Superiorin Louise von Cossi war. Bei meiner Tante hatte ich die Welt, ihre Unruhen, ihre Feste, ihre Leiden und ihre Freuden kennen gelernt, und sobald ich mich in der Einsamkeit des Klosters befand, stellte sich mir diese Welt mit noch weit größern Reizen wieder dar, und ich sehnte mich unabläßig in das Schloß Montreuil zurück.

In der Abtei befanden sich Mädchen aus großer Familie, welche da mit Ungeduld nicht auf den Augenblick, in welchem sie den Schleier nehmen sollten, sondern auf den Tag der Heirath warteten. Nur

etwa drei oder vier waren gleich mir für das Klosterleben bestimmt. Das Beispiel war deshalb kein günstiges, und ich hörte unaufhörlich, wie die Mädchen mit einander von ihren glänzenden Plänen sprachen. Die Eine sollte ihren Vetter heirathen, welcher ein Amt am Hofe bekleidete; die Andere war noch glücklicher, denn sie sprach von der Heirath, aber nicht von dem Manne; die Eine hoffte Hofdame bei der Königin zu werden, eine Andere gedachte ihr Leben auf einem schönen Schlosse zu verbringen, fern von der Langenweile des Hofes, wie eine echte Burgfrau in der guten Zeit. Ich zog mich traurig von allen diesen jungen heitern Mädchen zurück, die nur dem Glücke entgegensahen. Welchen Plan konnte ich mir machen? Ich hatte vor mir nie etwas Anderes gesehen als eine einsame Zelle, in welcher ich mein Herz, meine Liebe, meine Träume begraben sollte.

Ich war die Schönste im Kloster, aber meine Gefährtinnen waren nicht eifersüchtig auf mich, da ich ja arm war. Spottend und mitleidig sagte man: „es lohnt sich auch der Mühe, so schön zu sein!"

Kurz vor der Zeit, da ich den Schleier nehmen sollte, holte mich meine Tante, die Wittwe geworden war, aus dem Kloster ab, um sich ein wenig zu zerstreuen. Wer weiß, ob ich wiederkehre, dachte ich, als wir in einem schönen Wagen abfuhren.

In den ersten Wochen ihres Wittwenstandes fand ich bei meiner Tante keine eben angenehme Gesell-

schaft, doch war mir tausend Mal wohler, als in dem Kloster; ich athmete frei, ich lief in dem Garten umher, pflückte Blumen und band Sträuße und Kränze, kurz, ich lebte ganz nach meinem Gefallen. Ich sah so gern den Himmel, die Bäume, die Wiesen, die Quellen, besonders aber mich selbst. So oft ich vor einem Spiegel vorüberging, sah ich unwillkürlich hinein und ordnete, um länger mich betrachten zu können, mein Haar, lösete es auch wohl auf, um das Vergnügen zu haben, dasselbe neu zu ordnen.

Meine Tante überraschte mich endlich dabei. „Du vergißt oft Deinen Rosenkranz," sagte sie. „Armes Kind," setzte sie hinzu, „ich fürchte, das Klostergewand wird Dir lästig werden; es wäre aber auch wirklich ein wahrer Mord, wollte man das schöne Haar abschneiden. Wie reizend dagegen müßte diesem schwarzen Haar ein Brautschleier stehen!"

Sie sprach nie wieder von dem Kloster, und ich dachte auch nur selten und immer seltener daran, häufiger dagegen an das Heirathen. Der Mann, ich gestehe es, war dabei nur eine Nebensache; ich hätte dem ersten dem besten meine Hand gegeben, nicht um seiner selbstwillen, sondern wegen der Freiheit, die ich durch ihn erhielt. Solche Gedanken beherrschten mich, als der Herr Cars de la Verrière erschien, um einige Tage in dem Schlosse meiner Tante zuzubringen. Er kam mir sehr häßlich vor. „Mein Gott," dachte ich bei mir, „wie müßte man sich bei einem

solchen Manne langweilen!“ Er war nicht galant und besaß eben so wenig Geist; er kleidete sich schlecht und lachte niemals, mit einem Worte, er war die Perle der Männer. Während er eine Proceßsache meiner Tante in Ordnung brachte, geruhte er, sein Auge allmälig mit Wohlgefallen auf mir ruhen zu lassen, und er ging sogar so weit, daß er um mich anhielt. „Mich mit einem solchen Manne zu verheirathen! Niemals!“ rief ich aus. Aber das Herz sollte keine Stimme bei der Entscheidung der wichtigen Frage haben, denn ich kam bald wieder auf den Gedanken, daß die Heirath für mich das größte Glück sei. Vielleicht, redete ich mir ein, ist der Herr Procurator nicht so schlimm, als er aussieht; meine Tante sprach viel von seinem Vermögen, seinem Wagen, seinem Landgute. Ich ließ mich verlocken und sagte ja; am Hochzeitstage kam mir aber fast die Lust an, wieder in das Kloster zu gehen.

Drei lange Wochen ging es recht gut, als er mich aber nach Paris gebracht hatte, fesselte mich seine Eifersucht wie eine Kette. Wir wohnten in einem kleinen dunkeln Hause, und da mußte ich den ganzen Tag vor dem Kamine meines Zimmers bleiben. Ich erinnere mich, daß er eines Tages sehr in Zorn gerieth, weil ich ein Fenster geöffnet hatte. „Wornach siehst Du?“ fragte er. — „Nach dem Wetter,“ antwortete ich. — „Du siehst nach den Vorübergehen-

den, ich weiß es," setzte er mürrisch hinzu und verschloß das Fenster.

Mein Herz wollte sich in ein solches Leben nicht fügen, und doch vergingen drei Jahre auf diese Weise; zu meinem Troste hatte ich zwei Kinder, aber trotz diesen Kindern sann ich auf Rache. Ich brauchte nicht lange zu warten.

Der Herr Procurator hatte einen Vetter in dem Dragonerregimente Champagne, Philipp von Montbrun, der uns eines Tages besuchte, ohne erwartet worden zu sein, zum großen Aerger meines Eifersüchtigen. Er war ein schöner heiterer junger Mann, er gefiel mir und hatte mich bald gewonnen. In der ersten Stunde begegneten unsere Blicke einander wohl sechszig Male, in der zweiten Stunde fanden sich unsere Hände, und noch denselben Abend entführte er mich. Seit Frauen entführt worden sind, hat sich keine bereitwilliger entführen lassen, als ich.

Wir fanden keinen Wagen und wir mußten ein Pferd nehmen. Ich hatte nie geritten und klammerte mich deshalb fest an Montbrun an. Er wollte mich nach Corbeil bringen zu einem seiner Freunde, der sich vor Kurzem verheirathet hatte, aber kaum waren wir acht Stunden von Paris entfernt, als uns ein entsetzliches Gewitter überfiel. Wir mußten in dem ersten besten Hause ein Unterkommen suchen; es war das kleine Schloß Bièrre. Unser Einzug nahm sich komisch genug aus. Der Schloßherr kam uns ent=

gegen, da er uns für alte Freunde hielt. Da er uns aber nicht kannte und wahrscheinlich unser Aussehen ihn nicht eben erbaute, so wollte er uns die Thüre vor der Nase zuschlagen, als Montbrun zu ihm sagte: „Nehmen Sie es nicht übel, Herr, daß wir in Folge des Gewitters Ihr Schloß für ein Wirthshaus ansahen, umgekehrt wie Don Quixote, der die Wirthshäuser für Schlösser hielt." Der Besitzer des Schlosses, der an diesen Worten erkannte, daß er gebildete Leute vor sich habe, wurde gastfreundlicher.

Wir aßen bei ihm zu Abend, und da die Jugend mittheilend ist, so erzählten wir ihm unser Abenteuer und lachten über das lange Gesicht, das der Herr Procurator machen würde.

Dieser Tag, darf ich es sagen? war der glücklichste meines Lebens; jetzt, da ich alle meine Vergehen verwünsche, kann ich doch diesem schönen Tage nicht fluchen. Ach wie süß waren die Küsse, die während des schnellen Rittes trotz Wind und Regen gewechselt wurden!

Unser Wirth wurde so freundlich, daß wir drei Tage bei ihm blieben. Am vierten Tage reiseten wir nach Corbeil ab, wo wir von dem jungen Ehepaare sehr gut aufgenommen wurden. Es fehlte unserer Verbindung die kirchliche Weihe, aber der Freund Montbrun's nahm es nicht so genau.

Als wir wieder etwas ruhiger geworden und, ich kann es wohl sagen, etwas zu Verstand gekommen

waren, entdeckte uns der Procurator. Wir wollten noch entfliehen, wurden aber auf dem Wege nach Melun eingeholt. Montbrun suchte uns zwar mit dem Degen in der Hand zu vertheidigen, aber er unterlag der Mehrzahl.

Wir kehrten, getrennt von einander, nach Paris zurück. Welche traurige Reise! Ich wurde sogleich nach den Madelonnettes gebracht und hörte da einen ganzen Monat lang nichts von meinem Manne und nichts von dem Geliebten. Zum Glück befanden sich in dem Hause einige Büßende aus guter Familie, die das Lachen nicht verlernt hatten. Man ließ uns überhaupt ziemlich viel Freiheit; früh und Abends durften die Begünstigtsten in dem Garten umher gehen. Ich hatte ebenfalls diese Erlaubniß erhalten trotz dem Procurator. In dem Garten vergnügten wir uns wie Kinder, liefen Schmetterlingen nach und warfen einander mit Rosen. Wir erzählten einander sogar unsere Geschichte, und statt etwas zu verheimlichen, übertrieb man wohl noch. Ich hörte hier die schönsten Liebeslügen. So ermuthigte Eine die Andere, statt Buße zu thun, zum Beharren bei der Sünde; man spottete und lachte über den betrogenen Mann, nannte ihn einen Tyrannen und trug den Geliebten im Herzen.

Nach sechs Wochen endlich zeigte man mir an, der Procurator würde in dem Sprachzimmer erscheinen, um mir meine Begnadigung zu gewähren, wenn

ich wahre Reue zeige. Er kam und ich nahm ihn sehr übel auf; er kam mir häßlicher vor als je. Sobald er von einem Vergleich sprach, dictirte ich ihm meine Bedingungen, statt die seinigen anzuhören, und verlangte, vollkommen frei zu leben, in die Komödie, auf die Promenade, in die Kirche zu gehen und das Fenster öffnen zu dürfen, so oft es mir gefalle. — „Sehr wohl," antwortete er wuthschäumend darauf, „so bleiben Sie noch zwei Jahre hier; wenn ich Ihnen dann nicht Verzeihung gewähre, wird man Sie geißeln und Ihnen das Haar abschneiden. Sie werden das schwarze Gewand der Büßerinnen anlegen."

Damit entfernte sich der Procurator und kam nicht wieder.

Den nächsten Tag glaubte ich ihn wiedersehen zu müssen; man berief mich von Neuem in das Sprachzimmer und ich traf dort seinen Secretair, der mir schweigend einen Brief übergab; ich entschloß mich schwer dazu, ihn anzunehmen. „Nehmen Sie, nehmen Sie, Madame," sagte er im Tone des Mitleides, „nehmen Sie, Sie werden es nicht bereuen." Ich nahm den Brief und erbrach ihn. Wie groß war meine Ueberraschung und Freude, als ich die Handschrift meines theuren Montbrun erkannte! Ich erröthete und erbleichte und begab mich eilig in meine Zelle, um ihn still und ungestört zu lesen.

„Geliebte," schrieb er, „endlich weiß ich, wo Du bist. Mein Herz suchte Dich überall. Ohne den

braven Mann, der Dir diesen Brief übergeben wird, suchte ich wahrscheinlich noch immer vergebens. Wie! Dein Mann hat die Schändlichkeit begangen, Dich wie ein ehrloses Mädchen in den Madelonnetten einsperren zu lassen? Aber wenn Dich Gott betrübt hat mit einem Manne, der Dich verfolgt, hat er Dir einen andern zur Vertheidigung gegeben. Mir ist es gelungen, an dem Thore von Paris zu entkommen, und ich entfloh blos in der Absicht, um Dich wieder aufzusuchen. Ich habe mir vorgenommen, Dich zum zweiten Male zu entführen. Du weißt, wie schön das ist; die Geliebte entführen, sich von dem Geliebten entführen lassen, heißt das Paradies der Liebe betreten. Doch später wollen wir von Liebe sprechen, bald, diese Nacht noch, denn diese Nacht wird uns wieder vereinigen. Sei muthig und fest und halte Dich um elf Uhr allein am Ende des Gartens auf. Dort trennt uns nur eine Mauer, aber mit einer Strickleiter und einem ergebenen Diener werden wir bald beisammen sein. Diesmal fliehen wir in einem guten Wagen und schlagen einen andern Weg ein; geleite uns der Himmel!

Philipp von Montbrun."

Alles ging vortrefflich. Ich meldete mich krank, versteckte mich Abends im Garten, hörte nicht auf die Stimmen, die mich riefen, und wartete. Montbrun kam mit der Leiter und dem Wagen. Um Mitternacht

waren wir schon weit fort und in Compiegne stiegen wir unter falschem Namen aus.

Hier lebten wir zwei Monate ganz still und unbekannt, aber sehr glücklich. Trotz unserer Liebe langweilte uns indeß allmälig diese Lebensweise, ihn namentlich. Als der Winter kam, wurde der Wald, den wir so sehr liebten, unzugänglich.

Zu Ende Decembers verließ mich Montbrun, um mündlich einen Brief des Herrn von Penthièvre zu beantworten. Ich hoffte ihn nach vier Tagen wieder zu sehen, aber es vergingen drei lange, lange Wochen, ohne daß er zurückkam. Als er endlich wieder erschien, hatte sich sein Benehmen sehr geändert, und ich bemerkte bald, daß sein Herz anderswo sei. Bald reisete er wieder fort und kam nicht wieder. Mein Herz brach er vollends, als er mir eine Summe Geld schickte ohne einen Brief. Ich erkannte mein ganzes Unglück.

Mitten im Winter reisete ich nach Paris, und es gelang mir nach vieler Anstrengung, seinen Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Ich wurde gestraft da, wo ich gesündigt hatte. Montbrun hatte eine andere Geliebte.

Diese kannte die Männer und hielt ihn immer an der Kette. Meine Verzweiflung war so groß, daß ich mich entschloß, zu ihren Füßen zu sterben. Was konnte ich auch Besseres thun? Ich kaufte deshalb einen Dolch, kleidete mich als Modenhändlerin und

erschien eines Morgens in der Wohnung der fraglichen Dame, überzeugt, den Ungetreuen da zu finden. Nachdem ich eine Stunde im Vorzimmer gewartet hatte, geruhete man mir eine Audienz zu bewilligen. Da ich wußte, daß die Dame sehr kokett war, hatte ich ihr sagen lassen, ich bringe ihr die neuesten flandrischen Spitzen.

Ich trat in das Schlafgemach ein und sah auf den ersten Blick die großen Bettvorhänge sich bewegen. Wie zitterte ich! Die Dame erwartete mich vor dem Kamine in einem reizenden Negligé. Sie war schön, blond, zwar ohne besondern Ausdruck, aber reich an Reizen. Ich öffnete vor ihr meine Spitzenschachtel; sie griff rasch hinein und besah Alles mit ziemlicher Mißachtung; endlich fand sie ein Stück, das ihr gefiel; sie legte es über ihre halbentblößten Schultern und betrachtete sich im Spiegel. Ich hielt nicht länger an mich, trat rasch an das Bett und warf dem Ungetreuen einen zerschmetternden Blick zu. Er erbleichte. „Sie sind es?" fragte er unruhig. — „Ja, ich bin es," antwortete ich und griff nach dem Dolche.

Die Dame kam mit einem gellenden Schrei auf mich zu. „Keinen Schritt weiter!" sprach ich drohend zu ihr, und sie fiel in Ohnmacht.

Montbrun, der sie mit Bedauern am Fuße des Bettes umsinken sah, eilte ihr zu Hülfe und beleidigte mich durch Worte und Geberden. Dies steigerte mei-

nen Haß und meine Rache auf das Aeußerste; ich schwang meinen Dolch und rief, indem ich mich auf Montbrun stürzte, „Grausamer!“ Und der Dolch traf sein Herz, das Herz, das mich so sehr geliebt hatte.

Kaum hatte ich die That vollbracht, als ich wankte, auf die Kniee vor dem Bette niedersank und die Hand meines armen Geliebten mit Küssen bedeckte. „Ich bin verloren!“ sprach er leise, ohne Groll und ohne mir die Hand zu entziehen.

In diesem Augenblicke trat erschrocken ein Kammermädchen ein. Montbrun hatte noch so viel Geistesgegenwart, um mich retten zu wollen.

„Es ist nichts,“ sagte er zu dem Kammermädchen, „komme in einer Viertelstunde wieder.“

— „Ja, in einer Viertelstunde wird Alles vorüber sein,“ setzte ich hinzu.

Ich hob den Dolch auf, war aber ganz kraft- und muthlos, und meine Hand sank, ohne daß ich mir den Stoß versetzen konnte, den ich mir bestimmt hatte.

„Gnade! Gnade!“ rief Montbrun, der sich wieder etwas erholte, „entferne Dich schnell, arme Marie, ich glaube, die Wunde ist nicht tödtlich. Geh', ich werde mich in meine Wohnung bringen lassen; komm dahin.“

Wird man es glauben? Ich war schlecht genug, Montbrun auf dem Todtenbette zu verlassen.

Ich kam ohne Hinderniß aus dem Hause hinaus. Er starb ohne Zweifel eine Stunde darauf, neben einer Andern, auf die ich noch eifersüchtig bin. Ich wartete bis um Mitternacht in der Straße Hautefeuille, ging am andern Tage wieder dahin und endlich erfuhr ich seinen Tod. Seine Geliebte wurde nicht angeklagt; er hatte Zeit gehabt, in seinem Testamente sich selbst anzuklagen. Ich erfuhr Alles dies durch die Ausrufer. Der Name Montbrun wurde nicht genannt, aber er war es, ich wußte es. Feig genug klagte ich mich nicht an. Ich trug mein Verbrechen in der Stille und lebte allein mit meinem Schmerze. Ich wohnte in der Straße Hautefeuille, als müßte der arme Montbrun wieder dahin kommen. Den Winter verbrachte ich auf die traurigste Weise von der Welt und unter den bittersten Thränen. Als der Frühling wieder kam, wich der Schatten Montbrun's allmälig weiter und weiter von mir zurück, und ich fühlte mich wieder verjüngt. Ich hatte eine Gefährtin aus dem Kloster gefunden, die sich ebensowenig gebessert hatte als ich; ich besuchte sie immer häufiger; es fand sich bei ihr immer eine zahlreiche Gesellschaft junger Herren ein, die auch mich allmälig aufheiterten. Da ich keinen Einzelnen lieben konnte, so liebte ich Alle. Ich wurde schlimmer, als ich gewesen war, und vergaß endlich selbst meine Kinder.

Die Feder sträubt sich. Warum sollte ich auch

die traurigste Zeit meines Lebens schildern? Was soll ich mehr sagen, als daß ich ein ganzes Jahr in diesen Verirrungen verbrachte!

Ob ich gleich einen andern Namen angenommen hatte, so machte mich der Procurator doch endlich ausfindig und erlangte diesmal ein schreckliches Urtheil gegen mich, lebenslängliches Gefängniß. Man brachte mich nach St. Pelagie, wo es weder Garten, noch Promenade, noch Gefährtinnen, noch einen Geliebten giebt, der über mich wacht, St. Pelagie, das halboffene Grab.

Nur eine Erinnerung, die mich tröstet, ist mir geblieben, die Erinnerung an Montbrun, den Einzigen, den ich geliebt habe. Den Dolch, der sich mit seinem Blute färbte, habe ich stets auf meinem Herzen getragen. Dieser Dolch hat noch Jemanden zu treffen."

7.

Den Tag, nach dem er dieses traurige Geständniß gelesen hatte, fand Heinrich Marien noch niedergeschlagener. Als sie ihn eintreten sah, ließ sie schweigend das Haupt sinken wie vor ihrem Richter. Er reichte ihr die Hand und sie hielt ihm die ihrige hin, ohne ihn anzusehen.

„Marie," sagte Heinrich mit fester Stimme, „ich heirathe Sie vor Gott und den Menschen."

Sie sank auf ihre Kniee vor ihm nieder.

— „Ich habe nichts mehr zu sagen,“ flüsterte sie; „Sie sind mein Gebieter und ich werde Ihren Befehlen gehorchen.“

„Gnade, Madame, sprechen Sie nicht also. Ich heirathe Sie nicht Ihret=, sondern meinetwegen; ich heirathe Sie, weil ich Sie liebe; es ist das kein Opfer. Weit entfernt, Ihr Gebieter zu sein, bin ich nur Ihr ergebener Sklave.“

Heinrich Thome hatte das Heirathsgesuch bei demselben Gerichte eingegeben, welches die Bitte Mariens zurückgewiesen. Dieses Gesuch war würdevoll und einfach, eine schöne Vertheidigungsschrift Mariens.

Das Gesuch wurde durch den Advocaten so wohl unterstützt, daß der Gerichtshof dasselbe genehmigte.

Sobald aber das Urtel gesprochen war, trat die Familie des Procurators mit der Verurtheilung dagegen auf, welche der Verstorbene erlangt hatte, und mit dem Testamente desselben. Die Familie bot Alles auf, um den letzten Wunsch des Procurators in Erfüllung zu bringen, und trieb selbst die Kinder gegen ihre Mutter.

Bis zur Entscheidung des Processes verbrachte Heinrich alle Nachmittage bei Marien. Ihre Liebe wurde immer vertrauensvoller und zärtlicher; sie eröffneten einander ihre Herzen, ihre Hoffnungen und Besorgnisse; sie beteten, trösteten und liebten einander.

Eines Tages traf Heinrich Marien im innigen Gebete.

„Ich hielt Sie nicht für so fromm, Marie.“

— „Sie haben mich gelehrt, Gott zu lieben,“ antwortete sie ihm, indem sie die Augen zum Himmel erhob. „Ich betete zwar auch, ehe ich Sie kannte, aber wie oft entweihete ich das Gebet durch Zorn, Stolz und Haß. Ich lehnte mich auf gegen die Welt, die mich mit ihrer ganzen Verachtung niederbeugte; keine einzige mitleidige Seele ermuthigte meine Thränen und richtete mein armes Herz auf. Da kamen Sie; Sie liebten die, welche die Welt von sich stieß, Sie fanden in meinem Herzen die Quelle der Thränen wieder; ich habe geweint, nicht aus Zorn, sondern aus Liebe und Reue; ich habe Sie, ich habe Gott geliebt. Ach, Heinrich, Sie sind mein Retter!“

Der außerordentliche Proceß kam im Juli 1684 zur Verhandlung. Der berühmte Talon erschien als Generalanwalt. Man berief Marien von Joysel und deren Kinder; die väterlichen und mütterlichen Verwandten; Karl Heinrich Thome, den Bewerber; den Canonicus Leblanc, die Superiorin von St. Pelagie, die Schwester Martha und einige Andere. Aus der Stadt und vom Hofe war eine Menge Neugieriger gekommen. Seit einem halben Jahrhundert hatte kein berühmterer Proceß so die Neugierde gereizt. Man beklagte Marien, interessirte sich für Heinrich Thome und wollte sie neben einander sehen.

Marie von Joysel kam im Gewand einer Büßenden, in schwarzem Leibchen mit großen Aermeln, grauem Rocke und einem einfachen Häubchen, das die Haare verhüllte. Trotz dieser Kleidung machte ihre Schönheit allgemeines Aufsehen. Sie schien sich um die Neugierigen nicht zu kümmern; in ihren Zügen lag Ergebung, und von Zeit zu Zeit warf sie unwillkürlich einen zerstreuten Blick auf Heinrich, der mit seinem Oheim an der Schranke stand. Bisweilen sah sie auch ihre beiden kleinen Töchter, die ganz vergessen hatten, daß sie ihre Mutter sei, mit unaussprechlichem Schmerze an. Sie saßen neben ihrem Vormunde, ihrem Advocaten und einigen Verwandten ihres Vaters.

Vor dem Eintritte des Gerichts erregte ein kleiner Zufall lebhaft die Neugierde. Eine alte Dame sank mit Thränen in den Augen in die Arme Mariens; es war ihre Tante, die alte Vicomtesse von Montreuil, die Schwester ihrer Mutter. Sie nahm Marien an der Hand, sprach von tausenderlei Dingen auf einmal, gab ihren Advocaten Rathschläge 2c. Dann fragte sie, wo Heinrich Thome sei, ging zu ihm und sah ihn lächelnd und mit einer Thräne im Auge an.

„Was Sie da thun, mein Sohn, ist sehr gut. Rechnen Sie auf mein Vermögen und meine Freundschaft.“

In diesem Augenblicke erschien der Gerichtshof.

Der Advocat Fournier, der ein berühmter Redner war, nahm zuerst das Wort, um das Gesuch Heinrich Thome's auseinanderzusetzen. Nachdem er von der Familie desselben und von der Reue der Wittwe des Procurators gesprochen hatte, hoffte er, wie er sagte, daß der Hof ihm erlauben würde, den höchsten Grad der christlichen Liebe auszuüben, den jemals ein Gerichtshof kennen gelernt habe; nicht die Reichthümer reizten ihn bei diesem guten Werke, da Marie von Joysel nichts mehr besitze.

Der Advocat ließ den Canonicus Leblanc und die Superiorin vortreten als Zeugen für die Buße und Reue Mariens, und sie ließen derselben alle Gerechtigkeit widerfahren.

Dann fuhr der Advocat wieder fort: „Meine Herren, da die Freiheit das erste Gut ist, so muß natürlich Marie von Joysel, die dieses kostbare Gut verloren hat, annehmen, daß durch die Ehe ihre Fesseln gebrochen werden. Ihre Forderung gründet sich auf das Gesetz Gottes und der Menschen, auf das der Familie und auf die Buße, die sie für ihre Verbrechen gethan hat.

„Ein Gatte hat allein ihr Unglück verursacht, ein Gatte soll es ihr vergelten; die Heirath, die ihr so verderblich war, wird jetzt ihr Heil; sie findet den Hafen, wo sie Schiffbruch litt. Wenn Sie ihr die Gnade bewilligen, die sie erbittet, wird sie nie ver-

gessen, daß Sie die Menschlichkeit mit der Gerechtigkeit verbinden."

Darauf begann der Advocat der väterlichen Familie eine lange für Marien von Joysel höchst beleidigende Rede; er entwarf eine entsetzliche Schilderung von ihrem Leben, beschuldigte sie, ihren Gatten durch den Aerger umgebracht zu haben, den sie ihm verursacht, und sprach selbst von Gift. Man nahm indeß diese Beschuldigung mit einem allgemeinen Gemurmel des Unwillens auf. Jedermann bemerkte mit wahrem Schmerze, daß die beiden unglücklichen Kinder durch ihre Geberden alle Beleidigungen des Advocaten zu bestätigen schienen. Man fragte sie und sie erzählten, was bei dem Tode ihres Vaters geschehen war; aber man sah auch, daß ihnen diese Geschichte eingelernt worden war.

8.

In diesem Augenblicke wurde die Feierlichkeit der Debatten durch das Erscheinen eines unerwarteten Zuschauers auf seltsame Weise unterbrochen. Alle Blicke richteten sich auf den Neuangekommenen, der kein Aufsehen machen zu wollen schien. Er war ein noch junger Benedictiner, bleich und hager zum Erbarmen. In seinen Zügen lag unter einer Maske von Demuth ein gewisser edler Stolz, der von vornehmer Geburt, von Geist und Schmerz zeigte. Ob-

gleich die Zuschauermenge sehr gedrängt stand, schritt er doch durch dieselbe hindurch, ohne viel Unzufriedenheit und Störung zu veranlassen. Etwa zwanzig Schritte von Marien blieb er stehen; er betrachtete sie mit sanften traurigen Blicken und stützte sich auf das Geländer, welches die Neugierigen von den Richtern trennte, neigte seufzend seine Stirn und schien sich zu sammeln.

Marie, die sehr bewegt war, da sie sich durch ihre Kinder so grausam angeklagt sah, achtete Anfangs nicht auf die neue Gestalt; als sie aber ihre Blicke auf dieselbe richtete, erbebte sie. Heinrich Thome, der sie fortwährend beobachtete, erschrak über ihr plötzliches Erbleichen und schien sie durch seine Unruhe um die Ursache zu fragen. Sie aber achtete nicht darauf, sondern blickte noch immer den Benedictiner an, der schreckliche Erinnerungen in ihr zu wecken schien.

„Wenn er es wäre!“ dachte sie erschreckt und erstaunt, „wenn er es wäre!“

Sie strich mit den Händen über die Augen, als wollte sie sich überzeugen, daß sie nicht träume.

„Nein,“ sagte sie bei sich, „ich träume nicht, aber er ist es nicht. Woher und warum kommt dieser Mann?“

Die Debatten gingen unterdeß weiter. Der Advocat der Gegenpartei las sogar Mariens Selbstgeständnisse, die man ihr in St. Pelagie weggenommen hatte.

Bald darauf verlangte der Benedictiner, der bis dahin ernst und schweigend dagestanden hatte, auf die Bank der Zeugen geführt zu werden, da er Eröffnungen zu machen habe.

Ein Diener des Gerichts öffnete die Schranken. Der Benedictiner setzte sich schweigend neben den Canonicus Leblanc, in der Nähe Mariens, nieder.

„Ach, mein Gott!" flüsterte er, indem er die Augen gen Himmel erhob, „gieb mir Kraft, mein Herz zu beruhigen."

Als er sah, daß Marie ihn mit großer Unruhe betrachtete, zog er seine Kapuze über das Gesicht und wendete den Kopf ein wenig bei Seite.

Als der Advocat die Geständnisse Mariens zu Ende gelesen hatte, erhob sich der Benedictiner langsam und trat vor.

„Wer seid Ihr?" fragte der Präsident mit einer innern Bewegung, die er kaum zu bewältigen vermochte.

— „Wer ich bin?" antwortete der Benedictiner, indem er seine Kapuze zurückschlug. „Fragen Sie Marie von Joysel."

Er wendete sich an die Unglückliche, die einen Angstschrei ausstieß und halb todt in die Arme ihrer Tante und eines Dieners des Gerichts sank.

Die Neugierde war gespannter als je; alle Damen auf der Gallerie erhoben sich und blickten nach dem finstern Benedictiner und der bleichen Marie

von Joysel. Thome war bestürzt, außer sich, und als er seine Unruhe nicht länger beherrschen konnte, wendete er sich plötzlich mit einer gebieterischen Geberde an den Benedictiner und sagte:

„Wer sind Sie, Herr?“

— „Ich bin Philipp von Montbrun,“ antwortete der Mönch ernst; „ja ich bin Philipp von Montbrun, man beschuldige also die Frau nicht des Mordes, man klage sie nicht an wegen ihrer Fehler; Gott, der sie weinen sah, hat ihr verziehen. Treiben Sie Ihren Zorn nicht weiter; ich komme hierher durch die Barmherzigkeit Gottes, nach den heiligen Vorschriften des Evangeliums. Ich trage größere Schuld als diese Frau, ich war der böse Geist, als sie noch ein Engel war an Schönheit und Tugend; ich war die Schlange, die sie die Sünde lehrte. Aber es giebt noch einen Schuldigern, als mich; dieser erste Schuldige ist mein Vetter, der Procurator Peter Gars de La Verrière. Die Ehe ist ein göttliches und menschliches Gesetz, das den Mann heilig mit der Frau verbindet; aber der Procurator war kein Mann; er hatte durch das Alter Alles verloren, was uns Gott Edles, Großes gegeben; er besaß kein Herz und keine Seele. Ich weiß wohl, daß es von erhabener Ergebung gezeigt haben würde, wenn Marie von Joysel diesem Manne ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre Tugend gewidmet hätte, aber das Weib ist schwach; Gott hat es also erschaffen.“

Der Präsident unterbrach Montbrun.

„Mein Bruder," sagte er etwas trocken zu ihm, „wir verlangen keine Predigt von Euch; wir sitzen hier nicht in der Schule. Sagt einfach, wie es möglich ist, daß Ihr, Philipp von Montbrun, hier seid."

— „Marie von Joysel hat nicht Alles gesagt; sie hat sich allein angeklagt und hätte mich schwerer beschuldigen sollen, aber das gehört nicht zur Sache. Ich bin hierher gekommen, als ich von dem Prior unserer Abtei vernahm, was hier vorgeht; ich wollte die Sünderin in ihrer Reue wiedersehen und hoffte, es würde mir erlaubt sein, meine Stimme zu ihren Gunsten zu erheben."

Montbrun trat näher zu Marien, die sich wieder erholte. Sie sah und hörte ihren ersten Geliebten, ohne ihren Augen und Ohren zu glauben.

„Sie! Sie!" sprach sie, indem sie mit den Händen über die Stirn strich.

Montbrun trat noch näher.

„Wo bin ich? Mein Gott!" rief sie erbebend aus.

Der Generalprocurator hatte das Wort ergriffen. Montbrun konnte einige Worte zu Marien sagen, ohne daß es die Neugierigen hörten.

— „Fürchten Sie nichts, Marie, ich komme nicht, um mich zu beklagen, sondern um Ihnen Muth einzusprechen; ich bin todt für diese Welt, für die Welt, in der Sie leben, Marie. Ich habe Allem entsagt und flüchtete mich zu dem Gebete und der

Liebe Gottes; diese Liebe täuscht nicht, sie ist die einzige ewige; die Thränen, die man dabei vergießt, sind die wonnereichsten. Leben Sie wohl; ich habe hier nichts mehr zu sagen und kehre für immer an meinen stillen Zufluchtsort zurück, um dort für Sie zu beten. Leben Sie wohl."

Er verbeugte sich, zog die Kapuze wieder über das Gesicht und schritt ernst nach der Thüre zu.

„Lebt wohl!" sprach Marie seufzend.

Die Rede Talon's war merkwürdig, aber trocken, und drehte sich fast nur um citirte Stellen. Er wußte alle römischen und französischen Gesetze über den Ehebruch, ohne ein Beispiel für den vorliegenden Fall zu finden; er sprach für und gegen, um die Wahrheit recht deutlich vortreten zu lassen. Sein letztes Wort, das die Anwesenden mit Ungeduld, Marie und Heinrich mit Angst erwarteten, war für die Heirath.

Das Gericht erklärte sich für die Ansicht Talon's.

Als das Urtel gesprochen wurde, konnten Marie, Heinrich und die alte Tante die Thränen nicht zurückhalten. Marie wurde in das Gefängniß zurückgebracht, wo sie bis zu dem Hochzeitstage bleiben sollte. Die Frau von Montreuil verließ sie mit dem Versprechen, an jenem Tage ihren Wagen zu schicken, um sie an der Kirche abholen zu lassen. Sie wünschte, daß das junge Paar die erste Zeit der Ehe in ihrem Schlosse verbrächte.

9.

Den andern Tag, gegen zwei Uhr, als Heinrich Thome aus der Zelle trat, meldete die Schwester Martha den Besuch eines Benedictiners an. Marie erbleichte, wankte, sank auf einen Stuhl und schlug die Hände über das Gesicht. „Er!“ sprach sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

Er trat ein, ernst und schweigend.

„Meine Schwester,“ sprach er, „stehen Sie auf und kommen Sie zu mir; ich habe lange für Sie gebetet, wie für mich.“

Da Marie nicht antwortete, fuhr er fort:

„Fürchten Sie nichts von mir, ich bin nur noch der Schatten Montbrun's, ein Schatten, der sich durch die Reue hindurch langsam zu dem ewigen Leben schleppt. Ich habe Sie geliebt, Marie, ich habe Sie verführt und irre geleitet; jetzt fühle ich nur noch Liebe zu dem Herrn, aber die Erinnerung an Sie stört mich noch immer oft in meinem Gebete; ich wollte Sie wiedersehen, Ihre Hand berühren, diese Hand, welche zwei Mal mein Herz traf . . Verzeihen Sie mir, . . es ist mein letzter Abschied hienieden . . Marie, Sie blicken mich nicht an, Sie hören nicht auf mich. Ich spreche und reiche Ihnen die Hand, . . die Hand eines Bruders. Berühren Sie dieselbe und Alles ist vorüber.“

Marie erhob langsam und mit einem Seufzer die Hand.

„Sie sind sehr grausam gewesen, Montbrun," sagte sie; „Sie ließen in meinem Herzen elf lange schreckliche Jahre mit dem Gedanken an ihren Tod vorübergehen. Sie wissen nicht, was ich gethan habe, um meine Liebe und mein Verbrechen zu vergessen. Grausamer! Warum sagten Sie mir nicht, daß Sie aus dieser Welt zurück träten? Mit welcher traurigen vielleicht, aber meinem Herzen süßen Freude würde ich mich in ein Kloster geflüchtet haben, vielleicht fern von Ihnen, aber Ihnen nahe durch das Gebet, in Gedanken."

— „Ich will Ihnen nichts verheimlichen, Marie, denn mein Herz verbirgt sich nicht mehr. Die Frau, die Sie tödtlich verletzten, als Sie mich verwundeten, betete an diesem Tage zum ersten Male in ihrem Leben zu Gott, sie betete, um mich zu retten. Gott rettete mich vom Tode, Gott rettete mich zwei Mal, den Körper und die Seele, denn gerührt von dem Gebete meiner armen Geliebten betete ich auch, und Sie errathen, von welcher Zeit sich meine Bekehrung herschreibt. Sie hatte sich ebenfalls bekehrt und begab sich zu ihrer Schwester in dem St. Margarethenkloster. Bei den Frauen überlebt indeß die Eifersucht die Liebe; sie nahm den Schleier erst, als ich geschworen hatte, der Welt zu entsagen und Ihnen, der Schönsten, vielleicht der Geliebtesten von Allen."

„Wie?“ rief Marie, durch ihre neuerwachte frühere Liebe fortgerissen, „Sie liebten sie mehr, als mich?“ Und sie stand bewegt auf.

— „Wer weiß es?“ antwortete der Benedictiner; „Sie waren die Erste, sie war die Zweite, aber wir sind von den Zeiten der Stürme und Gefahren bereits weit entfernt.“

„So weit!“ sprach Marie. „Ach glücklich, glücklich, die vergessen!“

— „Sie, Marie, haben doch zuerst vergessen, mehr vergessen, als ich. Glauben Sie, daß ich kein Bußgewand angelegt habe, um hierher zu kommen.“

Marie sank in die Arme des Benedictiners.

„Ach, Gott sei gelobt!“ rief sie aus; „jetzt kann ich sterben. Ach, Montbrun, welche Freude, mit dem Gedanken zu sterben, daß Ihr Herz nach so langer Einsamkeit für mich nicht erkaltet ist!“

— „Marie! Marie! Gnade! suchen wir zu vergessen! Erinnern Sie sich, daß dieses Herz, das ich an dem meinigen schlagen fühle, weder mir, noch Ihnen mehr angehört, sondern dem edeln Manne, der Ihnen den Segen der Ehe und der Familie bringen will.“

Marie zog sich aus den Armen Montbrun's zurück. „Heinrich Thome!“ rief sie aus, während sie die Augen gen Himmel erhob, „Heinrich Thome! Ihn hatte ich vergessen.“

Es folgte eine Pause auf diese Worte.

„Wenn mir es nicht mehr erlaubt ist," fuhr sie mit gesenktem Haupte fort, „mein Herz für mich oder für Sie zu besitzen, so kann ich es doch wenigstens zu Gott erheben."

— „Ja, Marie, da oben erwarte ich Sie. Sehen Sie meine Blässe und Mattigkeit; ich habe nicht viele Jahre mehr zu leben und werde vor Ihnen da oben sein."

„Vor mir? Das weiß Gott allein. Sie täuschen mich nochmals, denn Sie werden dort oben die Frau suchen, die Sie so sehr, so sehr geliebt haben."

— „Vielleicht bis Sie ankommen."

Der Benedictiner lächelte so liebenswürdig wie sonst.

— „Doch," setzte er hinzu, „ich bereite mich, Abschied zu nehmen, denn wenn ich noch eine Stunde länger bei Ihnen bliebe, würde ich die elf vergangenen Jahre vergebens in Kampf mit meinem Herzen und in Reue verbracht haben. Leben Sie wohl, Marie."

„Ach!" fiel sie mit einem Ausrufe des Schmerzes ein, „warum kamen Sie wieder?"

Montbrun hatte seinen ruhigen Gesichtsausdruck wieder erlangt.

— „Lebe wohl, meine Schwester!" sagte er.

Er reichte ihr die hagere weiße Hand, die Marie begierig ergriff.

„Nein, nein, Sie werden mich nicht so schnell

verlassen. Bedenken Sie, daß wir einander zum letzten Male sehen!"

— „Auf der Erde."

„Ach, wenn ich überzeugt wäre, Sie im Himmel wiederzufinden!"

— „Hoffe auf Gott, Schwester."

„Sie dürfen so schnell nicht fort," sagte Marie zu dem Benedictiner; „ich habe Sie kaum gesehen, Sie haben kaum mit mir gesprochen. Erzählen Sie mir, was in den elf Jahren geschehen ist. Ich will Alles wissen."

— „Habe ich es nicht bereits gesagt? Ich war dem Tode nahe, man betete für mich, Gott bewegte mein Herz wie das derjenigen, welche betete; ich verdankte ihr mein Leben und sie erlaubte mir, mich Gott zu widmen."

„Aber ich wartete auf Sie in der Straße Hautefeuille, ich wartete da wie eine Wahnsinnige, Tag und Nacht, auf einem Steine. Warum ließen Sie mir nicht die Wahrheit sagen? Den dritten Tag hörte ich den Tod eines jungen Offiziers ausrufen, der sich in den Armen seiner Geliebten erstochen hätte, und ich kehrte, dem Tode nahe, in meine Wohnung zurück. Ich wollte auch sterben, aber hat ein Weib die Kraft zu sterben, wenn ihre Stunde noch nicht gekommen ist?"

— „Ich hörte unbestimmt, Du hättest Dich getröstet, Schwester; Du bist ein Weib, es war also ganz einfach. Vor vier Jahren erfuhr ich, unser un=

würdiger Vetter, Peter Gars de La Verrière, habe Dich nach einem Urtel, das er durchgesetzt, lebenslänglich einkerkern lassen. Zweimal versuchte ich, zu Dir zu dringen; das erste Mal fand ich den Kerkermeister unbeugsam; ich ließ durch einen Brief unseres Priors den Herrn Erzbischof um die Erlaubniß ersuchen, in Deinen Kerker gehen zu dürfen; aber man antwortete nicht; erst auf mein zweites Schreiben, das ich in diesen Tagen absandte, antwortete er mir nach meinem Wunsche. Deine Geschichte hat überall Aufsehen gemacht, selbst in unsere Einsamkeit drang das Gerücht davon; mein Herz empörte sich, als ich vernahm, Deine Kinder würden gegen Dich zeugen, und ich begab mich in den Gerichtssaal, entschlossen, Dich im Nothfall zu vertheidigen, ohne mich zu erkennen zu geben; aber wie kann man sich verbergen, wenn das Herz so laut spricht! .. Lebe wohl, Marie, lebe wohl!"

Montbrun schritt schnell nach der Thüre der Zelle zu.

Sie eilte ihm nach, er aber entriß sich ihren Armen und entfernte sich, seine Thränen verbergend. Halbtodt sank sie auf ihr Bett.

10.

Montbrun war erschienen wie ein Schatten. Heinrich Thome, zärtlicher und ergebener als je, er-

langte allmälig seine Herrschaft über Marie wieder, und so sah sie mit Freuden den Hochzeitstag herannahen.

Diese berühmte Hochzeit wurde drei Wochen nach dem Urtelsspruche gefeiert.

Als das Brautpaar die Kirche verließ, fanden sie, wie sie erwartet hatten, den Wagen der Frau von Montreuil; sie umarmten den alten Canonicus und fuhren ab. Die Reise war angenehm, aber still; trotz der Liebe Heinrichs hatte Marie Augenblicke der Trauer; wenn er von dem Glücke sprach, neigte sie das Haupt und schien sagen zu wollen: die Zeit ist vorüber; sprach er von Liebe, so blickte sie nach dem Himmel und schien wiederum zu sagen: die Zeit ist vorbei. Sobald sie aber sah, daß ihre Traurigkeit Heinrich betrübte, nahm sie ihre Maske der Heiterkeit und ihr liebliches Lächeln wieder an; sie täuschte sich selbst, um ihren Geliebten zu täuschen.

Es war ungefähr sechs Uhr, als sie in dem Schlosse ankamen. Sie stiegen in einem großen öden, mit Gras bewachsenen Hofe vor einer Vortreppe ab, die durch zwei gewaltige Ulmen beschattet wurde. Die alte Frau von Montreuil kam ihnen bis daher entgegen, umarmte Marien mit mütterlicher Zärtlichkeit und nahm Heinrich wie ihren Sohn auf.

„Ihr wolltet allein sein,“ sagte sie, indem sie das junge Paar in ihr Zimmer geleitete, „und Ihr trefft es vortrefflich; mein Sohn ist zu seinem Regi-

mente abgereist; der Pfarrer, der ziemlich neugierig ist, hoffte Euch zu sehen, ich bat ihn aber, bis morgen zu warten. Nun, setzt Euch, Kinder; wärme Dir die Füße, arme Marie, der Abend ist kühl. Du siehst recht blaß aus; die Reise hat Dich angegriffen. Armes Kind! es ist so lange her, daß Du nicht in das Freie gekommen bist. Wir wollen recht bald essen, damit Ihr Euch zur Ruhe begeben könnt.. Ja, das ist ein kostbares Bild."

Marie hatte ein kleines Portrait ihrer Mutter von dem Kamine abgenommen.

„Nur mit Mühe habe ich das Portrait den Händen Deines Procurators entrissen. Ich sagte Dir wohl, Du möchtest ihm nicht trauen. Aber Du wolltest durchaus heirathen."

— „Um Gottes willen, Tante, sprechen wir nicht mehr davon."

„Ja, lassen wir den Procurator in Ruhe. War die Reise glücklich? Wie gefallen Euch meine armen Pferde und mein alter Wagen? Vor zwanzig Jahren war meine Equipage freilich eleganter; jetzt ist Alles veraltet bei mir."

— „Das Herz abgerechnet, liebe Tante, das immer noch jung ist wie sonst."

„Du hast Recht; mein Haar ist ergraut, aber, wie Benserade sehr gut sagte, mein Herz hat der Winterschnee nicht erreicht."

— „Und Ihre Katzen, Tante? Nach der Frau

von La Sablière hatten Sie die schönsten Katzen im ganzen Lande."

„Bei dem Essen werden sie in Regimentern angerückt kommen."

Auch Heinrich nahm das Wort; er sprach von den Zerstreuungen des Alters, von dem Zauber der Erinnerung, von den Tröstungen der Natur und von der christlichen Liebe, und so gelang es ihm, die alte Tante völlig für sich zu gewinnen.

Das Abendessen war sehr angenehm, die Frau von Montreuil bemerkte nur mit Leidwesen, daß ihre Nichte kaum aß, und daß sie sich vergebens Mühe gab, wenn nicht heiter zu erscheinen, so doch wenigstens zu lächeln.

„Warum das nachdenkliche träumerische Wesen, mein Kind?" fragte sie. „Ich finde Dich viel hübscher, wenn Du etwas lebhafter wirst. — Und Sie, Herr Neffe, was besorgen Sie? Ich sehe, daß ich hier überflüssig und lästig bin; die Liebe liebt die Stille, die Einsamkeit, wie mein Oheim, der Ritter von Tumières sagte, die Liebe ist gern unter vier Augen. Meine armen Augen freilich sollten eigentlich nicht mit zählen; ich müßte die Brille aufsetzen, wenn ich etwas sehen wollte."

— „Glauben Sie uns, liebe Tante," entgegnete Marie, indem sie ihr die Hand reichte, „glauben Sie uns, daß wir glücklich und stolz darauf sind, Sie zum Zeugen unseres Glückes zu haben. Wohin

würden wir uns gewendet haben, wenn wir Sie nicht hätten?"

„Ach," fiel die Tante achselzuckend ein, „die Verliebten sind da nie in Verlegenheit; hat man einmal ein Herz, an das man das Haupt legen kann, so kümmert man sich um das Uebrige nicht; die Liebe ist eine große Baumeisterin, die überall Schlösser aufführen kann. Gebt Euch mehr Euren Gefühlen hin, Kinder, wenn Ihr mir Euer Vertrauen beweisen wollt; scheut Euch nicht, einander zu küssen; das wird Euch wohlthun und mir auch."

Marie lächelte höchst reizend und reichte Heinrich die Hand, der dieselbe mit Leidenschaft küßte.

„So ist es recht," fuhr die alte Frau von Montreuil fort; „Du siehst wenigstens nicht so aus, als ob Du aus dem Kloster kämest. Ich weiß wohl, daß die Erinnerung an Dein Unglück weder Dir noch ihm sehr angenehm sein kann, aber das ist ja vorüber, und über die Vergangenheit muß man einen Schleier breiten."

— „Ja," fiel Marie seufzend ein, „einen Schleier über die Vergangenheit."

Gegen das Ende des Abendessens war die Frau von Montreuil so heiter geworden, daß sie ein Liedchen von ihrem lieben Abbé von Chaulieu an die Göttin von Amathunt sang; dann plauderte sie noch eine Zeitlang sehr angenehm, endlich neigte sie das Haupt und schlief ein.

Eine Dienerin meldete Heinrich und Marien, daß Feuer in ihrem Zimmer angezündet sei. Heinrich warf einen liebenden Blick auf Marien, bot ihr die Hand, nahm ein Licht von dem Tische und sagte: „Laß uns gehen."

Sie legte zärtlich ihre Hand auf das graue Haupt und steckte das Portrait ihrer Mutter in den Busen. Dann begaben sich Beide in ein reichgeschmücktes Zimmer. Die Wände waren mit Tapeten bekleidet, auf denen man zärtliche Schäferscenen dargestellt sah; über den Thüren und den Spiegeln bemerkte man frisch gemalte Amoretten. Der Kamin war ebenfalls schön verziert.

Das Feuer, das in dem Kamine brannte, verbreitete einen lebhaften Glanz über ein großes Bett mit Baldachin, das eines Prinzen von Geblüt würdig gewesen wäre. Bei dem Anblicke der Vorhänge neigte Marie ihre Stirn an den Busen Heinrichs, der vor Liebe zitternd vor ihr stand.

„Marie," sagte er, „Du wirst mich einen traurigen Liebhaber nennen, aber mein Herz ist nun einmal so, daß ich über mein Glück erschrecke. Ich zittere wie ein Kind, das sich fürchtet, und wage Dir kaum zu sagen, daß und wie ich Dich liebe."

— „Ich weiß es, Heinrich. Glaubst Du, daß ich nicht stolz bin auf diese so innige, so schüchterne Liebe? Auch ich zittere, Heinrich, denn ich wage kaum zu glauben, daß Dein junges Herz, dieser

Schatz von Liebe, mir gehört, die ich desselben nicht würdig bin."

Die letzten Worte wurden durch einen Kuß Heinrichs erstickt.

„Marie, Du bist der Liebe eines Königs werth! Glaube ich an alle die Mährchen, mit denen man Dich verfolgt hat? Du bist zu schön, um nicht das Opfer Deiner Schönheit gewesen zu sein. Woran denkst Du, Marie? Ach, Du liebst mich nicht! Ich bin in Deinen Augen nur ein Kind."

— „Ja, ein Kind von Muth und Kraft, ein Kind, das ich liebe, als wäre ich seine Schwester, seine Mutter . ."

„Ach, Marie, Du liebst mich nicht, wie man einen Geliebten liebt!"

— „Habe ich nicht gesagt, daß ich Dich liebte von ganzem Herzen, mit ganzer Seele und für mein ganzes Leben?"

Marie schlug bei diesen Worten die Augen zum Himmel empor.

„Der Himmel erhöre Dich und segne uns!"

Marie klingelte.

„Warum klingelst Du, Marie?"

— „Daß man mir meine Toilette bringe."

„Und warum verhüllst Du das schöne Haar, das meine Freude ist, das schöne Haar, das ich so oft im Traume in Locken auf dem Kissen schwimmen sah?"

— „Ich überlasse Dir von ganzem Herzen gern mein Haar.“

Kaum hatte Marie diese Worte gesagt, als der Geliebte mit ungestümem Eifer ihr die Locken löste.

— „Ach!“ sagte sie, „das ist das Beste, was ich Dir zubringe.“

Sie hatte das schönste Haar, schwarz wie Rabenflügel und lang wie die Zweige der Trauerweiden.

„O wie schön bist Du so! Welche Anmuth! welcher Zauber!“

— „Ja, ich bin noch schön,“ sagte Marie zerstreut, indem sie sich in dem Spiegel betrachtete.

Eine Todtenblässe zog über ihre leicht gerötheten Wangen. In diesem Augenblicke öffnete eine Dienerin die Thüre.

— „Bring mir das Kästchen von Rosenholz,“ sagte Marie, indem sie ihr Haar wieder zusammen nahm.

Das Mädchen ging und kam bald wieder zurück. Während Heinrich hinter ihr die Thüre verschloß, öffnete Marie das Kästchen am Kamin. Sie nahm ein Schreibzeug, eine Feder und ein Blatt Papier heraus.

„Was fällt Dir ein?“ fragte Heinrich, als er zu ihr zurückkam, „wozu das Schreibgeräthe? Ist die Liebe ein Advocat?“

— „Wer weiß! Die Liebe hat Dir vielleicht eine Bittschrift zu übergeben.“

Da Heinrich durch diese Worte traurig gestimmt wurde, setzte sie heiter hinzu:

— „Gräme Dich nicht, Kind; ich lege die Feder nieder.“

„Weißt Du, daß Jedermann im Schlosse zur Ruhe gegangen ist?“

— „Ich glaube es;“ antwortete sie ironisch, „es ist ja schon acht Uhr! Du hast Dich nie so spät niedergelgt, nicht wahr?“

. . . .

Die Flammen im Kamine warfen ein lebhaftes helles Licht auf die großen Blumen des Bettvorhanges.

. . . .

Heinrich schlief ein, gewiegt von den zärtlich liebevollen Worten Mariens. Sie richtete den Kopf auf und betrachtete ihn. Aber sie konnte die Thränen nicht zurückhalten, drehte sich um und faltete inbrünstig die Hände.

Nach einem Gebete stieg sie wieder aus dem Bette, trat mit den niedlichen Füßen in Atlasschuhe, warf einen Mantel über ihre zitternden Schultern, trat an den Kamin und ergriff mit bewegter Hand die Feder. Sie schrieb unter Thränen wohl über zwei Stunden lang. Von Zeit zu Zeit sah sie ängstlich nach dem Bette. Als sie fertig war, stand sie auf und betrachtete sich mit trauriger Neugierde in dem Spiegel. Sie ging einige Mal im Zimmer auf und ab, trat dann an ein Fenster und zog die Vorhänge

zurück, um den Himmel zu sehen. Am Himmel schwammen kleine duftige Wölkchen; nur hier und da glänzten die Sterne durch diese schwimmende Gaze hindurch; der Wind rauschte sanft in den alten Bäumen des Parkes.

„Wie schön wird morgen das Wetter sein!“ sprach Marie mit einem Seufzer; „er wird in den Strahlen der Sonne erwachen, unter dem Gesange der Vögel. Ich öffne das Fenster; der Wind wird dann den Duft des Morgens und das Lied der Lerche bis zu unserm Bette tragen.“

Sie blickte nach dem Bette; Heinrich schlief noch immer.

„Mich friert!“ sprach sie schauernd. „Es ist Zeit, daß ich mich wieder neben ihn lege.“

Sie ging nochmals bis an den Kamin, wo sie lange das Portrait ihrer Mutter betrachtete. „Ach, mein Gott!“ murmelte sie; „ich danke Dir für den Muth, den Du mir gegeben hast.“

Als sie sich wieder niedergelegt hatte, betrachtete sie länger als eine halbe Stunde ihren jugendlichen Gatten; endlich, als sie dem Schlafe nicht länger widerstehen konnte, küßte sie ihn sanft auf die Stirn, löste ihre Locken auf, breitete das lange Haar um sich, neigte den Kopf an die Stirn Heinrichs, nahm seine Hand in die ihrige und schlief nach einem langen Seufzer ein.

11.

Als Heinrich erwachte, brach der Tag allmälig an; die erste Gluth der Morgenröthe strahlte in dem Zimmer wider; draußen war es still und geräuschlos, und man hörte nur das eigenthümliche Summen, das sich beim Erwachen der Natur verbreitet. Er wagte kaum aufzuathmen, aus Besorgniß, Marien zu wecken; er sah ihren Kopf halb von einer Falte des Kopfkissens verhüllt, halb von dem langen Haar verschleiert. Er wartete mit süßer Ungeduld, daß der erste Sonnenstrahl ihre geliebten schönen Züge erhellen werde. Die Geliebte, die er kaum zu besitzen gehofft hatte, lag da neben ihm, sein eigen, schöner als je; der Horizont, der von Gefängnißmauern geschlossen gewesen, war unter seinen Händen gesunken, und es lag ein anderer sonnenheller vor seinen entzückten Blicken. Er stand bei der Morgenröthe des Glückes, im Frühlinge seiner Liebe.

Dennoch lag in dieser Liebe eine störende Bitterkeit, die er nicht zu entfernen vermochte.

Mit einem Male traf ein Sonnenstrahl auf das Fenster und reichte bis an den Fuß des Bettes.

„Die Sonne geht auf, ich kann Marien wecken,“ dachte Heinrich bei sich und er strich mit leichter Hand das lange Haar seiner Geliebten zurück.

Er neigte sich über sie und drückte, im Vora

berauscht von dem Kusse, den er ihr nehmen wollte, seine bebenden Lippen auf die Lippen Mariens, in demselben Augenblicke aber fuhr er in Entsetzen zurück.

„Marie!“ rief er bleich und wie vom Blitze getroffen, „Marie!“

Er konnte an seinem Unglücke nicht lange zweifeln; er sah, daß sie todt war.

Er nahm ihre Hände, hob sie auf, legte sie an seine Brust, weinte und betete, kurz er that Alles, was ihm die innigste Liebe, der verzweifeltste Schmerz eingab. Marie war todt; seine Küsse und Thränen vermochten nichts.

Eine Stunde lang saß er da über sie gebeugt, schluchzend, zärtlich sie anredend.

„Wo aber bin ich?“ fragte er sich plötzlich; „es kann Alles dies nur ein Traum sein.“

Er blickte auf und sah die frischen Bauermädchen auf der Tapete lächeln, sah die dickbackigen Liebesgötter über den Thüren und den blauen Himmel draußen. Noch immer glaubte er zu träumen; bald aber hörte er zwei Dienerinnen auf dem Gange draußen leise sprechen.

„Ach mein Gott!“ rief er dann, indem er aus dem Bette sprang; „es ist vorbei. Was soll ich thun? Warum ist sie, wie ist sie gestorben?“

Als er dem Kamine sich näherte, erblickte er den Brief, den Marie unter so vielen Thränen geschrieben hatte. Er nahm ihn fast mit Freude, überlas

ihn, und jedes Wort des Abschiedes war wie ein Dolch, der ihm in das Herz drang:

„Was soll ich Dir schreiben, Heinrich? Ich werde sterben. Sterben, da ich nach so vielen Leiden durch Dich mein schönes Leben neu beginnen sehen könnte! Aber werde ich nicht da oben wieder leben und Dich erwarten? Ja sterben, denn ich kann es in dieser Stunde, da eine Thräne des Glückes aus Deinem Auge auf mein Herz gefallen ist. Heinrich, verzeihe mir, fluche der nicht, die Du gesegnet hast; bedauere nicht, mich geliebt zu haben, denn ich werde jetzt mit Deiner Liebe vor Gott erscheinen, und er wird in seiner Barmherzigkeit die reuige Sünderin aufnehmen. Ich habe in dieser Welt so viel gelitten, daß man mir es in der andern zu Gute rechnen wird. Du bist mein erster Retter. Es gehörte Deine ganze edele Liebe dazu, um die irdischen Richter zu besänftigen; sie haben der verziehen, die eine so große Liebe einflößte. Und warum nicht leben in aller geweihten Freude dieser Liebe? Nein, nein; ich bin dem, der mich geliebt hat, immer verderblich gewesen. Ich muß sterben, denn wer weiß, ob Du nicht bald den Abgrund erkennen würdest, in den Du um meinetwillen hinabgestiegen bist. Dann würde ich für Dich nur eine Fessel sein. Ich könnte wohl Deinem Schmerze antworten: Du hast es gewollt; aber nein, ich fühle Mitleid mit einem edeln verirrten Herzen. Was könnte ich Dir bieten für so viele Liebe? —

ein beflecktes Herz, das keine Ruhe finden kann, das immer die früheren Verirrungen vor sich sieht. Ach, ich habe Dich geliebt, ich sterbe in Liebe zu Dir, aber ich fühle auch, daß ich die Kraft nicht mehr habe, zu lieben. Deine Seele mußte in mein Herz dringen, um das göttliche Feuer in ihm wieder anzufachen. Ich muß es Dir sagen, Heinrich, sobald Du davon sprachst, mich zu heirathen, dachte ich an den Tod, aber ich dachte an ihn mit wahrem Wonnegefühle; sterben in Deiner Liebe, sterben und betrauert zu werden von einem großen Herzen, ich, die von aller Welt Verfluchte, was konnte ich Schöneres hoffen? Du hast mir Deinen Namen gegeben, die Heirath mit Dir war für mich eine neue Taufe, eine Taufe der Absolution. Das ist Alles, was ich noch von dem Leben erwartete, nebst einem Kusse Deiner jugendlichen Lippen auf meine Stirn; ist dieser Kuß nicht ein heiliges Diadem? .. Eben habe ich Opium genommen, und schon fühle ich die Wirkungen desselben.. Ach, mein Gott, gieb mir die Kraft, ruhig zu sterben! Heinrich, Heinrich, ich wage nicht zu Dir zurückzukehren, ich würde durch Todeskälte Schaudern in Dir erregen. Armes Kind! Eine traurige Brautnacht! Ich habe nicht lange mehr zu leben; lebe wohl! lebe wohl! Dieser Brief ist mein Testament; ich wünsche, daß Du leben mögest, ohne mich zu beklagen, aber um mein Andenken zu vertheidigen. Armer Heinrich, wenn Du erwachst, wirst Du allein

sein, allein mit einer Todten! Ich bitte Dich um einen letzten Kuß auf mein langes Haar, das Deine Freude war .. Begrabe mich mit dem Portrait meiner Mutter. Lebe wohl! Lebe wohl!

Marie."

Marie wurde in dem Schlosse Montreuil begraben. Nach einigen Tagen tiefer Trauer kehrte Heinrich zu seiner Familie zurück, aber er fand keinen Trost. Nach einem Jahre erschien er wieder in Paris, um seinen traurigen Erinnerungen näher zu sein. Er starb vor seinem alten Oheime, dem Canonicus. In den letzten Tagen sammelte er noch ein Mal seine Kräfte, um nach Montreuil zu gehen und eine Blume von dem Grabe Mariens zu pflücken.

940

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

L. Ü.

Joysel

Marie von Joysel Selbstmörderin

Leipzig 1855